**Stefan Zenklusen**

**Abschied von der These der pluralsten aller Welten**

gefolgt von

**Rückblick auf ein Vierteljahrhundert Globalisierung – zur Verifizierung der These der Angloamerikanisierung**

**Inhalt**

Vorwort

Abschied von der These der pluralsten aller Welten

Rückblick auf ein Vierteljahrundert Globalisierung – zur Verifizierung der These der Angloamerikanisierung

**Vorwort**

Der erste Essay dieses Bandes stammt aus dem Jahre 2007. Es handelt sich um eine kritische Analyse der seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts wissenschaftlich und zeitdiagnostisch dominierenden Befunde des gesellschaftlich-kulturellen „Pluralismus“ und der „Individualisierung“.

Anhand der prototypischen Beispiele der Theorien Ulrich Becks und Zygmunt Baumans (aber auch darüber hinaus) wird aufgezeigt, wie brüchig bewusste Generalthesen sind. Der Autor zeigt auf, dass und wie Pluralisierungs- und Individualisierungsthesen Teil einer übergeordneten und wenig reflektierten „Episteme“ sind, wie Foucault gesagt hätte: Grosse Erzählungen des Pluralismus, die eine ganz bestimmte ideologische und gesellschaftliche Beruhigungsfunktion innehaben.

Der zweite Text stammt aus dem Jahre 2020 und wurde im Original in der Zeitschrift Sociologia Internationalis (Bonn) publiziert. Er ist gleichsam die empirische Ergänzung zum vorangehenden Essay.

Hier geht es um eine Falsifikation der insbesondere im deutschsprachigen Raum vorherrschenden wissenschaftlichen Diskurse, wonach die (im weitesten Sinne) kulturelle Globalisierung „transnational“, „hyperkulturell“ (d. h. herkunftslos) und eine unkontrollierbare „Métissage“ darstelle. In jedem Fall wird in diesem medial-wissenschaftlichen Grossnarrativ geleugnet, dass eine Amerikanisierung bzw. Angloamerikanisierung vorliege.

Anhand der empirischen Faktenlage zeigt der Autor demgegenüber auf, dass trotz der Explosion der Produktivkräfte im Bereich der Kommunikationstechnologie, die das Potential einer Multikulturalität grundsätzlich bereitstellen würde, die kulturelle Globalisierung eine äusserst starke, angelsächsisch-monokulturelle Schlagseite hat. Diese Tendenz wird auch durch die vielbeschworene Glokalisierung nicht aufgehoben, da diese von einer Rückwendung zur regionalen oder nationalen Kultur lebt, die als internationales Komplement immer die angelsächsischen Patterns hat.

**Abschied von der These der pluralsten aller Welten**

**Der Mythos der pluralistischen Individualisierung und die Grosse Erzählung des Pluralismus**

«Wenn dies hier die pluralste aller Welten ist, wie sind denn die ande­ren?»[[1]](#footnote-1), müsste sich Voltaires Candide gegenwärtig fragen. Denn inner­halb eines Vier­teljahrhunderts sind die Thesen der unaufhaltsam profile­rieren­den Differenzen und des Pluralismus, der stetigen Zunahme der Komple­xität und des Individualismus, so unterschiedlich sie untereinan­der auch sein mögen, medial und wissenschaftlich zu einem veritablen Fortifikati­onssystem ausgeweitet worden. Diese diskursive Befestigung ist umso ausbaufähiger und falsifikationsimmuner, als sie sich selber als plural ver­fasste beschreibt.

Vorliegender Aufsatz will Gegensteuer geben. Den Generalthesen des Pluralis­mus sind die drückenden empirischen Evidenzen entgegenzu­hal­ten. Sie dokumen­tieren, wie not es tut, die Pluralitätsrheto­rik zu überfüh­ren, oder zumindest, wo ein Pluralitätsge­winn unleugbar vorliegt, auf Standardisierungen und Formatisierun­gen hinzuweisen, die jenen bedro­hen (oder immer schon unterminiert ha­ben).

Der Essay versucht auch erste, zaghafte Vorstösse in den Raum der Fra­gen zu wagen, die längst zu den kapitalen gehören, deren Aufwerfen aber unter der Domi­nanz der Pluralisierungsdiskurse verunmöglicht oder be­hindert werden:

* Was geschieht in einer Zivilisation, die sich als plural verfasst be­schreibt, in der Beurteilung von Menschen, Werken, Texten, die je­ner Verfasstheit wi­dersprechen?
* Welcher Art sind die Tendenzen sozialökonomischer, alltagskultu­rel­ler, medi­aler, sprachlicher Involutionen und die Ef­fekte, die sich er­geben, wenn diese Involutionen medial und Wissen­schaftlich nicht als solche sondern als «Komplexität», «Spiel», «Ende der Ideologien» usf. beschrieben werden?
* Was bedeutet es genau, unter der Dominanz der Pluralisierungsthe­sen «zeitge­nössisch» oder umgekehrt, «archa­isch» oder «überholt» zu sein?

Der mit der Bezeichnung «neokonservativ» nur sehr vage katalogisierte Philosoph H. Lübbe prägte den Begriff der Gegenwartsschrumpfung. Er besagt, in Schrumpf­form ausgedrückt, dass einer «dynamischen» Zivilisa­tion das uns als vergangen Erscheinende immer näher rückt. Die quantita­tive Gesamtzeit ist permanent im Abnehmen begriffen, «über die hinaus zurückzublicken bedeutet, in eine in wich­tigen Lebenshinsich­ten veraltete Welt zu blicken, in der wir die Strukturen unse­rer uns gegenwärtig ver­trauten Lebenswelt»[[2]](#footnote-2) nicht mehr wiederer­kennen. Die exponen­tiell fort­schreitende Innovationskraft verkürzt spie­gelbildlich zum raschen Veralten des Heutigen den zukünftigen Zeit­raum, über den wir durch Extrapolation des Gegenwärtigen auf verlässli­che Weise Prognosen abgeben können.

Dieser Beschleunigungsbefund geht bei Lübbe stets einher mit der These zu­nehmender Differenzierung, Pluralisierung und Individualisie­rung – ei­ner These, die seit langem, wenn auch in unterschiedlicher Ge­wichtung und Schattierung, von der dominierenden Zeitdiagnostik (gelte sie nun als «wissenschaftlich», «essayis­tisch» oder «feuilletonis­tisch»[[3]](#footnote-3)) in bisweilen be­ängstigender Einhelligkeit geteilt wird.

Demgegenüber will der Autor vorliegenden Aufsatzes zeigen, dass die unleug­baren, seit der Ersten Industriellen Revolution beobachtbaren Ak­zelerationsvor­gänge (derzeit am augenfälligsten an der sich überstürzen­den Erneuerung von Ge­räten und Software für die Speicherung, Übertra­gung und Veränderung von Bild, Schrift und Ton) gerade im ver­flossenen Vierteljahrhundert durchdrungen, überla­gert, bedingt sind von Verlang­samungen oder gar Regressionen. Unterschiede zwerghaften Ausmasses werden zu epochalen «Ausdifferenzierungsprozessen» aufge­blasen, wäh­rend Homogenisierungen kaum mehr als solche er­kannt werden; Individu­alisierung des Individuums und dessen Entbin­dung von der sozialen Schicht, wenn nicht gar das Ende der Rede von sozialer Schicht wird aus­gerufen, als steuerten die «avancierten» Gesell­schaften mit rasender Ge­schwindigkeit der egalitären und zugleich plura­len Utopie zu; als würden die Individuen, bei allen zu bedauern­den Beschwerden und Unpässlich­keiten, immer komplexere, herkunftss­chichtsemanzipiertere, zukunftsoffe­nere, gar entfaltetere Wesen.

Wir versuchen, die Brüchigkeit der Pluralisierungs- und Ausdiffe­renzie­rungs­these vor allem anhand dreier Bücher der Soziolo­gen U. Beck und Z. Bauman[[4]](#footnote-4) aufzuweisen. Das kann mager erscheinen. Die Leser müssen vor­erst mit der Versi­cherung des eminent paradigmati­schen Charakters dieser beiden, äusserst wirk­mächtigen Pub­likationen leben. Es geht um die Über­einstimmung in wesentlichen, die Grosse These der zunehmenden Diffe­renzen und Pluralitäten konsti­tuierenden Punkten, nicht um das Nachwei­sen einer fugenlos einheitli­chen Theorie, was ein unsinniges Unternehmen wäre.

Dass sich Beck nicht als Vertreter einer «Soziologie der Postmoderne» (die Bauman von einer mimikryhaften «postmodernen Soziologie» unter­scheidet) sieht, ist nur eine Geschmacks- und Etikettenfrage.[[5]](#footnote-5) Ent­scheidend ist, dass die Gegen­wart von beiden (bis in die Worte überein­stimmend) als eine selbstreflexive Mod­erne beschrieben wird, in der die Erklärungsan­sprüche und gesellschaftsformieren­den Kompetenzen tech­ni­scher und wis­senschaftlicher Rationalität zurückgestutzt sind, ein ausgeprägtes Bewusst­sein für den «Abhub» und die «verfemten Teile» der Modernisierung herrscht und zugleich eine permanente Kontrolle und erneute Einbezie­hung der Resultate vergangener Handlungen vorge­nommen wird. Diese Sicht teilen die beiden Autoren mit einem wei­teren überaus einflussreichen So­ziologen, A. Giddens.

Die Kernthese des Buchs Becks über die «Risikogesellschaft» lautet, dass die Verteilungsprobleme und -konflikte der «traditionellen» (fordisti­schen) Indu­strie­gesellschaft in den Hintergrund treten, zuguns­ten einer umfas­senden Logik der Produktion und Verteilung von Risiko. Entscheidend ist hierbei die Ubiquität die­ser Risiken, die sich nur bis zu einem gewissen Grad ähnlich wie soziale Un­gleichheiten verteilen, grosso modo aber «ega­litär» sind: «Auch die Reichen und Mächtigen sind vor ihnen nicht sicher.»[[6]](#footnote-6) Dabei ist zu betonen, dass mit Risiken so­wohl ökologisch-«naturwissen­schaftliche» wie auch soziale Gefähr­dungs­szena­rien gemeint sind.

Die Zusammenlegung sozioökonomischer und ökologischer Risiken ver­ringert die analytische Klarheit des Beckschen Ansatzes, dient aber offen­sichtlich dem eigenen theoretischen Unternehmen, dessen Erfolg von der Durchsetzung eines möglichst als «neu» empfundenen Paradig­mas ab­hängt, das bis zur Hypertrophie aufgebaut werden und mit allen Eventua­litäten und Optionen versehen werden muss. Im Falle der ökologi­schen Ge­fahren etwa ist nicht einsehbar, inwiefern sie objektiv erst seit 30 oder 40 Jahren auch globale Gefahren darstellen. Beck chan­giert, je nach Gusto, zwischen objektiv-naturwissenschaftlichen Erklä­run­gen und der Deskrip­tion subjektiven, medialen und institutionel­len Umgangs mit jeweiligen Beständen.

Die Hypertrophie des Risikobegriffs generiert Behauptungen, die offen­sichtlich kontrafaktisch sind. In der westlichen Welt kann seit dem Zweiten Weltkrieg we­der für die grössten Kapitaleigner noch für die grössten Oli­gopole eine Zunahme des politisch, ökonomisch, soziokultu­rell oder an­ders gearteten Risikos verzeich­net werden. Was die «Reichs­ten» anbelangt, so steht gerade die zunehmende Schere in Einkommen und Besitz in der sogenannten «reflexiven Moderne» in spektakulärem Widerspruch zu Becks Risikoverallgemeinerungen. Betriebshierar­chiein­tern weist in «nach­fordistischer» Gegenwart nichts auf eine gleiche Risiko­verteilung für Ar­beiter oder Angestellte und das höhere Manage­ment hin. Erdrü­ckende em­pirische Belege lassen eher auf das Gegenteil schliessen – beobachtet wur­den gar Statuserhöhungen von Kadern pro­portional zum angerichteten fi­nan­ziellen Schaden und der betriebsor­gani­satorischen Konfusion.[[7]](#footnote-7)

Beck lässt die Ausdehnung seines Risikobegriffs aber weder von der «Neuen Armut» (die er selber ausgiebig studiert hat) noch von den Ent­wicklungen in den USA, die zum Publikationszeitpunkt seines Buches längst festzustellen waren, nehmen. Im Gegenteil: Mit der «Teilung der Ar­beitszeit» gehe «eine Umverteilung des Einkommens, der sozialen Siche­rung, der Karrierechancen, der Stellung im Betrieb nach unten ein­her, im Sinne eines kollektiven Abstiegs (quer zu Fach-, Be­rufs- und Hie­rarchiedif­ferenzierungen).»[[8]](#footnote-8)

Diese überaus riskante These verkittet Beck mit der Verkündung eines «risiko­reichen System(s) flexibler, pluraler, dezentraler Unterbeschäfti­gung (...), das al­lerdings möglicherweise das Problem der Arbeitslosig­keit (im Sinne von Erwerb­slosigkeit) nicht mehr kennt.»[[9]](#footnote-9) Arbeitslosigkeit soll in die­sem System angeblich «in Gestalt von Unterbeschäftigungsfor­men „integ­riert“[[10]](#footnote-10) sein.

Hat nur die mangelnde wirtschaftswissenschaftliche Kompetenz des Le­sers Schuld, wenn der Unterschied zwischen Arbeits- und Erwerbs­losig­keit nicht ver­standen wird? Inwiefern ist das «System» risiko­reich, wenn es doch selbst die Ar­beitslosigkeit integriert? Wie ver­teilt sich das Risiko von Anbietern und Käufern der Ware Arbeitskraft?

Abschliessende Antworten auf solche Fragen lassen sich in Becks The­sen zur «Individualisierung» und «Risikogesellschaft» nicht finden. Im­merhin ergibt sich aber der eine oder andere Anhaltspunkt, anhand des­sen erklär­bar wird, wieso Zeit­diagnostiker der vergangenen drei Jahr­zehnte (erfolg­reich) gewisse Schlüsse zo­gen. So stellt Beck fest: «In den technisch ermög­lichten und sozial erwünschten Umverteilungen zwi­schen Produktion, Dienstleistungen und Konsum liegt ein Stück raffinier­ter Selbstaufhebung des Marktes.»[[11]](#footnote-11) Als Beispiel wird der Banco­mat genannt, der den Kunden zeitlich freie Verfügung über ihre Konten ermöglicht – solches sei eine Mischform bezahlter und unbezahlter Ar­beit. Zum einen ist be­merkens­wert wie «idealistisch» und «metaphy­sisch» die Sprache wird, sobald in heikle Gefilde vorgedrungen wird. Eigentlich möchte man doch so plural, unmeta­physisch und undeutsch sein. Die Arbeitslosigkeit wird aber den­noch in das Sys­tem integriert, und der Markt hebt sich selbst auf.

Mit der Selbstaufhebung, soviel ist gewiss, meint Beck nicht das Ende der Marktwirtschaft. Da ja aber die «Summe» der Erwerbsarbeit nach dem Zweiten Weltkrieg zugenommen hat, wie auch Beck feststellt, kann auch nicht die Zu­nahme unbezahlter Arbeit gemeint sein. Oder doch? Will Beck insinuieren, durch die Übernahme vormals betriebseigener Ar­beit durch nichtbezahlte Konsumentar­beit verwische sich die Differenz bezahlter und unbezahlter Arbeit, und somit stehe eine marktindiffe­rente neue Stufe des Kapitalismus bevor?

Aus Sicht von Pluralismus- und Risikosoziologien, die die Lage in tertia­risierten Zentren ins Globale hinausprojizieren, mag es so erschei­nen. Da­bei wird soziolo­gistisch übersehen, dass Dienstleistungen genau genom­men nur Verteilung von Geld bewirken, das irgendwo «real» er­wirtschaftet sein musste. Insofern sind ge­rade die tertiarisierten Zentren «avancierter» Gesellschaften surrealwirtschaftliche Käseglocken, unter denen überwie­gend wohlhabende Rentiers und Dienstleister wohnen, die Geld zirkulieren lassen, das anderswo generiert wurde. (Gerade diese Konstellation bringt eine unleugbare sozialstrukturelle Homogenisie­rung mit sich – wer also ungeachtet dessen allen Ernstes behauptet, eine Stadt wie Paris sei durch­weg pluralistischer als noch vor 50 Jahren, erweist sich nur als Bauchredner des Pluralismusdogmas.)

Jede Dienstleistung, wie sie auch immer verrechnet wird, ist letztlich auf reale Wertschöpfung, das heisst auf Marktexpansionsmöglichkeiten und Wachstum, an­gewiesen. Ist dies nicht gewährleistet, bleibt nur der Weg der Verschuldung, was den weiteren Ausbau von Dienstleistungen auf eine bestimmte Zeit gewiss ermög­licht. Die Grenzen von Lohnarbeit, Verding­arbeit, «Konsumentenarbeit», Schwarzarbeit mögen dann ver­schwimmen – dies ist aber kein Indiz für eine «Selbstaufhebung», son­dern für die gna­denlose Wahrheit des Marktes, der dann nämlich besten­falls kriselt, schlimmstenfalls zusammengebrochen ist.

Anders kommt es, wenn eine «Deutung, die sich in den letzten Jahren sowohl wissenschaftlich als auch politisch weitgehend durchgesetzt hat», und der Beck vollumfänglich folgt, zutrifft: «Denn diese Einschät­zung (...) sagt zwar noch eine lange Durststrecke bis weit in die neunzi­ger Jahre vor­aus: aber nach diesen „dür­ren“ können wieder „fette“ Jahre am Arbeits­markt erwartet werden (...).»[[12]](#footnote-12) Schön wäre es, wäre es so ein­fach...

Nach der Präsentation seiner wahrhaft riskanten Grossthese der verall­gemeiner­ten und umgreifenden Risiken muss er, auf dem Weg zur ebenso umfassenden Be­hauptung herkunftsunabhängiger Individu­ali­sie­rung, das Ableben real bedeutsamer Klassen und Schich­ten und der Legitimität jedes sozialstrukturellen Modells von Klassen und Schichten postulieren.

Der derzeitige («zweite») Modernisierungsschub, der die Moderne erst «been­det», hob, so Beck, vor rund 40 Jahren an und zeichnet sich durch die Auflösung handlungsanleitender und normenvorgebender sozial-ethischer Milieus aus – eine Auflösung, die den Problembewälti­gungsdruck massiv auf das Individuum ver­schiebt. Im Wesentlichen treibt Beck, soziologie­historisch gesehen, G. Simmels Befunde über sich hinaus. Das Individuum wird aus seinen sozialen und Werte-Bezügen freigesetzt und wird selbst für den Lebensvollzug verantwortlich.

Durch wohlfahrtsstaatliche Absicherungen werden den Einzelnen sozi­ale Rechte und Leistungen gewährt, die allerdings zu einem guten Teil eng an die Teilnahme am Arbeitsmarkt geknüpft sind: «Der Sozial­staat ist – vielleicht wider Willen – eine Versuchsanordnung zur Konditio­nierung ichbezogener Lebensweise.»[[13]](#footnote-13) Mit der arbeitsmarktzent­rierten Organisation der Gesellschaft verbinden sich zudem Mo­bilitätsprozesse, die die Her­auslösung der Menschen aus über­lieferten Lebens­zu­sammenhängen weiter vorantreiben. Hierzu gesel­len sich der Abbau der Ar­beitstei­lung nach Ge­schlechtern und die Zunahme sozialer Auf- und Abstiege in ein- und dem­selben Curriculum.

Die Bildungsexpansion der sechziger Jahre bildet ein weiteres Konsti­tuens für die Verabschiedung hergebrachter Normierungs- und Sozialisati­onsraster. Das Ge­samtvolumen der Bildung hat mehr oder min­der in glei­cher Verteilung für alle Schichten (absolut gesehen) zuge­nommen. Aller­dings garantiert schulische Bil­dung seit rund dreissig Jah­ren nicht automa­tisch ein gesichertes Einkommen. Bil­dung ist nicht hinrei­chende Vorausset­zung zum Aufstieg, aber notwendige Bedin­gung zur Verhinderung des so­zialen Abstiegs. Mit «Fahrstuhleffekt» be­schreibt Beck den Befund, dass trotz Weiterbestehens so­zialer Ungleich­heiten absolut ge­sehen mehr Le­benszeit, weniger Erwerbsarbeits­zeit und mehr finanzieller Spiel­raum (sic!), also ein «Umbruch im Verhältnis von Arbeit und Leben»[[14]](#footnote-14) zu ver­zeich­nen ist. An die Stelle vormaliger Klassen­welten treten Konsum­stile.

Becks These der Individualisierung bei gleichzeitiger Erosion des Sta­tus oder der Existenz von Klassen oder Schichten gewinnt durch Abset­zung von K. Marx weiteres Profil. Marx erscheint hier als ein früher Theo­retiker, der Indivi­dualisie­rungs- und Vereinzelungstendenzen (Land­flucht wegen primärer Akkumu­lation, Enttraditionalisierung, Urba­nisierung der Le­bensverhältnisse, individuelles Ver­kaufen der Ware Arbeitskraft etc.) auf­zeigt und beschreibt, jedoch dieser Ent­wicklungsli­nie nicht weiter nach­geht. Stattdessen stellt er die Bildung eines Kol­lektiv­bewusstseins und die Aufnahme von Klassenkämpfen gerade bei den Ver­elendeten und Ent­strukturiertesten in Aussicht.

Unter gegenwärtigen, wohlfahrtstaatlich abgefederten Bedingungen er­gibt sich, so Beck, durch die (absolut gesehen) zunehmende Einbezie­hung der Massen in Lohnarbeit ein völlig anderes Resultat. Zumindest auf Wi­derruf verstärkt sich die Individualisierung, während die traditio­nalen (in­dustriegesellschaftlichen) Klas­senstrukturen vergehen. Es findet mithin eine Generalisierung der von Marx be­schriebenen Individualisie­rung, nicht aber der Klassenbildung statt: «Traditionale Binnendiffe­renzie­rungen und „sozial-moralische“ Milieus (...) werden (...) seit den fünfziger Jahren ge­zielt aufgeschmolzen.»[[15]](#footnote-15) So steht für Beck fest, dass die Bundes­republik von 1986 bereits in Verhältnissen jenseits der Klassen­gesellschaft lebt.

Zunächst muss kritisch angemerkt werden, dass Becks Theorie an schwachen oder geschwächten Gegnern Profil gewinnt. Dass man auf­grund der Beschreibung der Warenproduktion und dem Stand der Pro­duktivkräfte in einer bestimmten Ka­pitalismusformation nicht mit einfa­chen Ableitungen kollektive (und ihrer selbst bewusste) Geschichts-Sub­jekte postulieren kann, ist geschenkt. Doch wer macht das denn über­haupt? Der Marx des «Kommunistischen Manifests» war der erste wider­legte Vul­gärmarxianer. Er sündigte durch die Verkoppelung materi­alistischer mit idealistischen Schemata. In den folgenden Arbeiter­bewegungen war gerade zu beobachten, dass es nicht das «Proletariat» im Marx'schen Sinne, son­dern eher eine Art angehender Mittelstand oder Arbeiteraristokratie war, die ein «Klassenbe­wusstsein» entwickel­ten. Was Beck zur Kontrastierung mit gegenwärtigen Ver­hältnissen be­schreibt, ist als Geschichtsschreibung bereits in hohem Masse anfäl­lig. Das damalige, supponierte «Klassenbe­wusstsein» war entweder ein von politi­schen Apparaten hergestelltes, oder aber identisch mit dem von Füh­rern und Theo­retikern vor­gestellten. – «Die These, dass die alte Klas­sengesellschaft sich aufge­löst habe und dass die sozialen Zusammen­hänge nun in freien Schöpfungsakten der Individuen autonom kon­struiert würden, nimmt sich aus wie eine späte Strafe für die Sünden des Vulgärmarxismus der siebziger Jahre.»[[16]](#footnote-16)

Nun kann es ja umgekehrt nicht darum gehen, den Beckschen Herauslö­sungsbe­funden jede Plausibilität abzusprechen. Mit dem rastlo­sen Hin und Her-Hüpfen zwischen ganz unterschiedlichen Perspektiven und Gegens­tänden dokumentiert Beck zwar, dass er ein unleugbares Be­wusstsein für Widersprüche hat und gewiss kein Schönredner ist. Aber es will einfach nicht richtig zusammenkommen, was in Becks Sicht zu­sammengehört. Auf den ersten Blick scheint Beck die Auffassung zu ver­treten, mit dem angeb­lichen Verschwinden der «sozialen (Selbst)Wahrnehmbarkeit» sozialer «Grossgruppen»[[17]](#footnote-17) sei jeder noch so sophisti­zierte, handlungsrelevante sozial­strukturelle Begriff obsolet ge­worden. Bemer­kenswert ist der Aus­druck «Wahrnehmbarkeit». Hier ver­schmilzt Objektivität mit Subjektivität: Schichten werden nicht nur in der Selbstzuschreibung nicht wahrge­nom­men, sondern sind faktisch nicht wahrnehmbar. Nur: Wo stehen denn in der Sozialstrukturforschung noch «Grossgruppen» im Zentrum, die sich durch «Kon­takt-, Hilfs- und Heiratskreise nach innen abgrenzen»? Auch dass solche ständear­tige «Gruppen» als homogene (in Absehung von Migranten) kaum mehr vor­find­bar sind, ist ebenfalls geschenkt.

Beck scheut nicht davor zurück, noch weitere Instanzen zu Hilfe zu ru­fen: «Aber wenn man die öffentliche und politische Diskussion zum we­sentlichen Gradmesser für die reale Entwicklung nimmt, dann drängt sich die Schlussfolge­rung auf: Wir leben trotz fortbestehender und neu entste­hender Ungleichheiten heute in der Bundesrepublik bereits in Ver­hältnis­sen jenseits der Klassengesell­schaft (...)»[[18]](#footnote-18) Gewiss. Aber dürfen wir, ange­sichts des unumgänglichen Bias, der unüberwindlichen Prob­leme, die sich stellen, von der medialen oder politischen Diskussion auf die gesellschaftli­che Verfasstheit schliessen?

Nicht genug. Auf Seite 207 entdeckt der perplexe Leser ein Schema, das illust­rieren soll, dass Becks Buch in Bezug auf Individualisierung nur mit der «objekti­ven», die «Lebenslage» betreffenden Seite zu tun habe, nicht aber mit der «subjek­tiven» Bewusstseinsseite. Nun ist doch aber «Wahr­nehmbarkeit» ohne Wahrneh­mung nicht zu haben? Und die mediale und politische Diskussionen sind doch ebenfalls, wie es heute im Soziologiese­minar ausgedrückt werden muss, «diskursive Konstruktio­nen des mögli­chen Bereichs „Klassenlage“» und mithin ein­zig «objek­tivistisch» gar nicht denkbar.

Nicht nur will Beck mit einem unhaltbaren coup de force seine eige­nen Argu­mentationsblöcke auf die «objektive» Seite ziehen. Darüber hin­aus ist das Schema hilflos, weil es völlig abstrakt Zuständigkeiten ver­teilt, denen sich Beck faktisch selber ja entzieht.[[19]](#footnote-19) Mit ihm weicht Beck der Frage aus, inwiefern «objektive» Da­ten und Diagnosen, an denen es in seinem eigenen Buch nicht mangelt, sowohl die Risiko- wie auch die Individualisierungs­these sprengen würden. So ist auch die geradezu sur­reale Auskunft (in der Fussnote derselben Seite) zu erklären, Th. W. Adornos «Kulturkritik» be­schäftige sich nur mit der «subjektiven» Seite von Indi­vidualisierung. Es sei hier nur an den auch expliziten Adorno­schen «Vorrang des Objekts»[[20]](#footnote-20) erin­nert, und an Sätze wie folgende: «Auch wo sie (die Individuen; d. V.) dem Primat der Ökonomie sich ent­ronnen wähnen (...) reagieren sie unterm Zwang des Allgemeinen. (...) Das allgemeine Prinzip ist das der Vereinze­lung. (...) Verbissen sperren die Monaden sich ihrer realen Gattungsabhän­gigkeit ebenso wie dem kollektiven Aspekt all ihrer Bewusstseinsformen und -inhalte.»[[21]](#footnote-21) Diese Verbis­senheit aber wird Beck zum «Ganzen», das auch noch «objektiv» sein soll.

Dass Beck kein «Optimist» ist, zeigt er als verlässlicher Kenner der Neuen Ar­mut. Diese ungeschminkte Darstellung sozioökonomischer Ver­hältnisse vermag er sogar mit der Beobachtung einer «Refeudalisie­rung» zu erweitern. Durch den Fahrstuhleffekt der deutschen Bildungsre­form seien nämlich, so Beck, wieder «ständische» Selektions­kriterien im Auf­schwung, die zu einer «Refeudalisierung in der Vertei­lung von Chancen und Risiken am Arbeitsmarkt»[[22]](#footnote-22) führten.

Kaum je gab es wohl ein soziologisches Buch mit solchem Einfluss, in dem der Autor mit seinem eigenen Theorieschiff derart an den Bug fährt. Denn auch die in­geniöseste Becksche Technik der Parallel- oder Zusam­menführung von Wider­sprüchen muss hier versagen. Wie um Himmels­willen ist das denkbar: eine Gesell­schaft mit grassierender Neuer Armut und neufeudalen Tendenzen, die dennoch objektiv sozialstrukturell indif­ferent ist?! Oder gilt, was Beck für die Lage der Frauen ausmacht, auch in­nerhalb der Individualisierungstheorie selber: «Alles ist möglich und nichts»[[23]](#footnote-23)?

Doch mit dem Nachweis der Auflösung der Schichten und der Vergeb­lichkeit jedes noch so komplexen Modells sozialer Stratifizierung sollte ja erst der Weg freigeschaufelt werden zur eigentlichen basalen Entität Beck­scher Zeitdiagnostik, nämlich dem Individuum: «Der oder die einzel­nen selbst wird zur lebensweltlichen Reproduktionseinheit des Sozi­alen.»[[24]](#footnote-24)

Es ist folgerichtig, wenn Beck die Herauslösung der Einzelnen aus be­deutungs­los gewordenen «vermittelnden» Sphären mit ihren genuinen, «wertrationalen» Sozialisationsleistungen als «neue Unmittelbarkeit von Individuum und Gesell­schaft» auslegt. Beck ist auch bewusst, dass eupho­risch ist, wer angesichts solcher Vermittlungsverarmung und Le­benswelt­korrosion von «Emanzipation» des Sub­jekts sprechen möchte.[[25]](#footnote-25) Zugleich legt Beck das Ergebnis der «Durchsetzungsge­schichte» der von ihm be­schriebenen Individualisierung aus als Einlösung des Verspre­chens der «Moderne, die mit dem Anspruch der Selbstermächtigung des Subjekts an­getreten ist»[[26]](#footnote-26). Philosophiegeschichtlich liessen sich zahllose Anknüp­fungs­möglichkeiten für diese These finden. Becks Betonung des Aufsichselber­gestelltseins erinnert an das cartesische, quasi-solipsisti­sche Ego. Aller­dings be­hauptet Beck ja die Integration der in der «ers­ten» Moderne als Umwelt oder Aus­senwelt empfundenen Natur in eine gesamtheitliche «In­nenwelt», in der die Latenz ökologischer (und wissen­schaftlich erzeugter) Risiken aufhebt. Das steht ganz quer zu R. Descartes' Dualismus, in dem nicht einmal Platz ist für ein psychisches Ei­genleben der organischen (nichtmenschlichen) Natur (wobei es erstaun­lich wäre, wenn Descartes wirklich an diese maschinenhafte Ver­fassung von Tieren geglaubt hätte).

Ist von einer Selbstermächtigung des Subjekts die Rede, so denken wir spontan am ehesten an J. G. Fichtes Urakt der ersten Tathandlung: «Das Ich setzt ur­sprünglich schlechthin sein eigenes Seyn.»[[27]](#footnote-27) Beck möchte, ob­wohl er es besser weiss, dem Subjekt als Selbstkonstitutions- und Gestal­tungsmög­lichkeit zurückge­ben, was ihm durch den Entzug von Gebor­genheit, durch zunehmende impersonale Abhängigkeit, genommen wurde. Würde er seine eigene These von der zweiten Modernisierung konsequent weiterver­folgen, müsste er, statt scheinbar «komplex» Vortei­liges und Nachteiliges über seinen Garten des Risikos auszugies­sen, geste­hen, dass vom Subjekt in dem Masse nur noch die angstvolle Versicherung seiner selbst übrigbleibt, als es auflösungsgefährdet ist. Von der Selbstermächtigung bleibt nur noch die Fichteanische Selbstversi­cherung: «Ich bin schlecht­hin.»[[28]](#footnote-28) Ge­rade weil die Welt der Ver­wertung des Werts das bürgerliche Sub­jekt überwältigte und obsolet machte, lebt das fragilisierte Ich nur noch weiter in den Formeln des «I am what I am» oder des schrumpfnietzschea­nischen «Be what you are!», die seine Auflösung bannen sollen. Die Iden­titätssetzung ist kein Anfang mehr, der in der Weltumarmung endet, son­dern schlecht-unendliche Tau­tologisierung in Slogange­stalt, die die Enti­chung, die drohende Auflö­sung in der entsinnlichten Welt, not­dürftig ab­zustoppen hat.

Fichtes Ich, das sich selbst zu begründen und zu setzen vermag, wen­det, wie je­des idealistische Ich, seine Kraft auf für die Zurichtung des Kre­atürli­chen, und will «Ordnung in das Gewühl und einen Plan in die allgemeine Zerstörung»[[29]](#footnote-29) (!) brin­gen. Aus dieser allmächtigen Position heraus kann der Mensch die Erfahrung ma­chen und zulassen, dass ihm «Erd und Himmel und Zeit und Raum und alle Schranken der Sinnlich­keit schwinden»[[30]](#footnote-30). Selbst­gewissheit und Naturbeherr­schung gipfeln in der (explizit unerreich­baren) Verzückung einer Alleinheit der Individuen und des geistig-körper­lichen Kosmos: «Alle Individuen sind in der Ei­nen grossen Einheit des rei­nen Geistes eingeschlossen.»[[31]](#footnote-31)

Das Spiel mit ideengeschichtlichen Varianten der Bewusstseins- und Subjekt­philosophie könnte endlos weiter getrieben werden. Der Ausflug in Fichtesche Gründe hatte nur den Sinn, zu erweisen, dass Beck genauso­gut die Entmächtigung des Subjekts postulieren könnte – dies wäre nicht wah­rer und nicht falscher. Das idealistische Umschlingen und Verschlingen der Welt setzt ein Subjekt voraus, das vollends und «in der Tat» zu sich gefun­den, und nicht, wie dasjenige in Becks Universum, zu einer kümmerlichen und kummervollen Ruine von Ichidentität ge­worden ist. Statt den «kultur­geschichtlichen» Triumph der Subjektphi­loso­phie festzustellen, müsste betont werden, dass diese nur dank «ausserkapitalistischen» Schonräumen überhaupt entstehen konnte. Zu fragen wäre, inwiefern Verhältnisse, die das Individuum ver­mittlungslos den Systemimperativen überantworten, ein Subjekt im bür­gerlich-idealistischen Sinn überhaupt noch entstehen las­sen kön­nen.[[32]](#footnote-32) Ob ein solches Subjekt überhaupt noch funktional ist. Becks Begriffsge­päck, in das alles miteinander und nebeneinander versorgt wer­den kann, ist zur Beantwortung dieser Fragen zu schwer. Das permanent abstiegs-, untergangs- und isolationsgefährdete Individuum müsste in sei­nem Ver­hältnis zur These der «Selbstermächtigung» bestimmt werden.

Beck ergänzt R. Sennets These der Auflösung der Öffentlichkeit ganz hellsich­tig: «Die Privatsphäre (...) ist die ins Private gewendete und hinein­reichende Aus­senseite von Verhältnissen und Entscheidungen, die an­derswo (...) getroffen wer­den.»[[33]](#footnote-33) So ist es. Dann müsste aber gefragt wer­den, wie es um das Individuelle, das Unteilbare des privaten Indivi­duums steht. Ob, um weiterzukommen, ange­sichts dieses Umschlags das Indivi­duum nicht als in hohem Masse teilbares[[34]](#footnote-34), aus­sengesteuertes, letztlich kol­lektivistisches begriffen werden muss. Es müsste mithin die Selbstbe­stimmtheit und «Reflexivität» des Individuums, die Beck nicht mehr her­geben will, zurückgestutzt werden – statt Individualisierungs- wäre De­terminations- und Heteronomietheorie zu betreiben.

A. Honneth hat in einem wohlwollenden Text vorgeschlagen, Becks The­sen der Individualisierung in drei Momente zu differenzieren: Indivi­duali­sierung als «fort­schreitende Differenzierung von Lebensla­gen»; Privatisie­rung als «Zerstörung von intersubjektiv erlebbaren Ge­meinschaftsbezü­gen»[[35]](#footnote-35); Autonomisierung als selbstbe­wusster Umgang mit Handlungsalter­na­ti­ven. Dadurch, so Honneth, «träten die einzelnen Ent­wicklungsten­den­zen erst einmal in ihrer eigenen Entwicklungs­dyna­mik an den Tag und wür­den nicht von vornherein einer synthetisieren­den Per­spektive unter­wor­fen»[[36]](#footnote-36).

Dem kann nur beigepflichtet werden. Leider wirft Honneth in dem Es­say nicht die Frage auf, woran es liegen könnte, dass Beck in seiner Dia­gnostik mit dem em­pirischen Material so und nicht anders umgegangen ist. Die «synthetisierende Per­spektive» scheint nämlich die Aufgabe zu überneh­men, den Individualisierungs­begriff in eine Schieflage zu brin­gen, ohne dass er dabei ganz unterginge. Es ist offensichtlich, dass Beck das Be­wusstheits-, Lebensführungs- und Kreativitätspo­tential, die die von ihm beschriebenen Entwicklungen eventuell generieren, in den Vor­dergrund rücken will. Hätte er die Implikationen von «Refeudalisie­rung», Ent­famili­alisierung, Marktausgesetztheit und der ungleichen Risi­ken für die Ichheit des neuen Individuums mutiger gedacht, wäre letzteres zerfleddert wor­den. Auch hätte sich Beck dann gezwungen gese­hen, auf Theoriestränge zurückzugreifen, die für sein Konstrukt offen­bar obsolet geworden sind. Becks Individualisierungstheo­rie ist eine Geschichte aus dem Buch der Grossen Erzählung des zunehmenden Pluralismus, die auch eine Erzäh­lung des «Individualismus» ist. Die von Honneth bemängelte «Synthetisie­rung» ist nichts anderes als das epo­chale Walten der Gros­sen Erzählung, des Mythos der «avancierten» Ge­sellschaften für die avancierten Gesell­schaften. Becks Geschichte ist Sym­ptom und Katalysator der Grossen Er­zählung. Deshalb erzählt sie so un­ge­zwungen, dass «Risikogesellschaften» eine «grenzensprengende, ba­sis­de­mo­kratische Entwicklungsdynamik»[[37]](#footnote-37) freisetzen. Solche Dyna­mik bewirke, dass fortan «das Bewusstsein das Sein»[[38]](#footnote-38) bestimme. Schön – aber woher kommt das Bewusstsein? Die Erzäh­lung ist sich sicher, dass nichts mehr sicher sei, da die «vorbewussten „kollektiven Habitua­li­sierun­gen“»[[39]](#footnote-39) verschwänden. Es würde der Lebens­lauf nun «„selbst­refle­xiv“»[[40]](#footnote-40), ja, eine «„Wahl­biographie“» oder «Bastel­biogra­phie», charakte­risiert durch eine «Land­streichermoral»[[41]](#footnote-41), und der Men­schen zum «Artisten in der Zirkuskuppel»[[42]](#footnote-42).

Wie befangen und gefangen im Neuen Mythos der permanenten Erneue­rung und Unentschiedenheit Beck wider besseres Wissen ist, do­kumentiert seine Sicht auf einen, wenn es erlaubt ist, verhältnismässig einfach ge­strickten Bereich wie die Parteipolitik. In seinem Sammelband von 1994 spricht Beck vom «Ende der politi­schen Lager und parteipoliti­schen Kon­sensformen». Nun wird nicht zu bestreiten sein, dass die Wirt­schafts-, So­zial- und Bildungspolitik den Kern der «Politik» oder der par­teipolitischen Programme ausmacht. Die Aussenpolitik etwa wäre ein eigenes, ge­schichtsabhängigeres und nationalstaatlich geprägtes Thema, bei dem es sinnlos ist, die USA mit Schweden oder Griechenland zu ver­gleichen. Becks These lautet also: Auch im Politischen, im Parteipoliti­schen blüht in der zweiten, reflexiven Modernisierung die Pluralität, das Vielfältige, Diffe­rente, gar «Artisti­sche». Schön wäre es, wenn es so wäre.

Um in diesem «Ressort» der Pluralismusthese klarer zu sehen, ist ein kleiner politologischer Blick zurück notwendig:

Mit M. Thatcher und R. Reagan setzt sich in Grossbritannnien und den USA in den frühen achtziger Jahren eine dezidiert gegen das Paradigma der «Nachfrage­orientierung» gerichtete Wirtschafts- und Sozialpolitik durch. Dieses «neoliberal» oder «neokonservativ»[[43]](#footnote-43) genannte Konzept lässt sich durch folgende Gründzüge resümieren:

* Ökonomische Probleme sind prinzipiell auf Staatsinterventionis­mus und Re­gu­lation zurückzuführen.
* Staatsverschuldung wirkt sich als Investitions- und Beschäftigungs­bremse aus
* Anzustreben ist mithin eine «angebotsorientierte Wirtschaftspoli­tik»: «Flexibili­sierung» des Tarifvertragssystems, «Redimensionie­rung» des Sozial­staats und Privatisierung des öffentlichen Sektors, Senkung von Ver­mögens- und Kapitalsteuern.
* Währungsinstitutionen haben «frei von politischer Einflussnahme» zu sein und verfolgen in erster Linie das Ziel der Inflations­bekämp­fung.
* Die Liberalisierung des Kapitalverkehrs und sämtliche Mechanis­men und Ef­fekte der «Globalisierung» sind objektiv notwendige, gleich­sam naturgesetz­liche Prozesse.

Durchsetzung und Wirkungsmacht des Neoliberalismus muss unter Be­rücksichti­gung der massgeblichen Rolle von «Think Tanks» und hochdo­tierten Stiftungen verstanden werden.[[44]](#footnote-44) Vor diesem Hintergrund ist wo­mög­lich auch besser zu erklä­ren, weshalb die internationalen Finanz- und Wirtschaftsinstitutionen IWF, WTO und OECD seit langem («Wa­shington-Consensus», 1989) sich nach obigen Kriterien richten. Kredit­ver­gaben an Drittwelt- und Schwellenländern werden an das Um­setzen von Libera­lisierungen der Waren- und Kapitalmärkte, Währungsab­wertungen, den Abbau des öffentlichen Sektors, «Fiskalre­formen» etc. geknüpft – mit den bekannten, mit bemerkenswertem Erfin­dungsgeist negierten, desaströ­sen Folgen.[[45]](#footnote-45)

Hat in der Folge, wie es Becks Redeweise nahelegen würde, die Über­nahme der Exekutive durch die Demokraten und Labour etwas gänzlich Anderes, Unvorher­sehbares, Neues, Drittes kreiert? Davon kann keine Rede sein. Allenfalls mag den Demokraten und den Vertreter von La­bour ein anderes, vielleicht höheres Prob­lembewusstsein attestiert wer­den. Aber der wirtschafts- und sozialpolitische Kurs wurde fortgesetzt – man denke nur an W. Clintons «Reform» der Sozialhilfe. Und niemand wird ernsthaft behaupten wollen, dass Amerika unter der Administra­tion G. W. Bushs jun. von besagtem Kurs abgekommen sei.

Bliebe noch Kontinentaleuropa. Hat hier das von Beck beobachtete, er­eignis­hafte Aufbrechen jeder Konsenspolitik stattgefunden? Davon ist weit und breit kein Hauch zu spüren. Die Wirtschafts- und Sozialpolitik West­europas driftet in­nerhalb des Spektrums keynesianisch (interventio­nisti­scher Kapitalismus) – «abge­federter» bzw. «Rheinischer» Kapitalis­mus – Neoliberalismus *allenthalben* seit den neunziger Jahren in Rich­tung des letztgenannten Konzepts – ob rot, ob gelb, ob schwarz![[46]](#footnote-46) Die fa­talistisch-de­fensive Haltung ge­genüber der verschärften globa­len Kon­kurrenz auf dem Kapitalmarkt ergreift auch die grünen Parteien, die den ökologischen Um­bau nur noch im Rahmen des Mehrwertabwurfs ins Auge fassen. Das «of­fizielle» Dokument dieser ubiquitären und unila­tera­len Bewegung ist das sogenannte Blair-Schröder-Papier von 1999.[[47]](#footnote-47)

Die Einhelligkeit, der Konsens ist in diesen Jahren derart total gewor­den, dass Phänomene unleugbarer Drolligkeit zu beobachten waren. So rügt der (eigentlich als Kritik des Blair/Schröder-Papiers gedachte) Be­richt der Grundwertekommission (sic!) der SPD vom 15. 9. 1999 die franzö­sischen Ge­nossen, weil sie weder den Monetarismus noch die Un­abhängigkeit der Eu­ropäischen Zentral­bank angestrebt hätten und einen «protektionistischen» und etatistischen Kurs führten. Es sei ange­merkt, dass in Frankreich nie so viele Betriebe privatisiert wurden wie unter der Regierung L. Jospins.

Ebenso humoristisch wurde es, als der altgediente CDU-Politiker H. Geissler begann, sich in die öffentliche Debatte einzumischen. Dabei wurde offenbar, dass Geissler mit seiner Kapitalismuskritik für eine Kar­riere in der heutigen SPD zu links wäre! Der graumelierte Christdemok­rat in der Rolle des einzigen auf der po­litischen Bühne der alten Bundes­länder übrig­gebliebenen Stänkerers, um nicht zu sagen: Revoluzzers...

Dabei ist noch nicht einmal der im Westen wahrscheinlich seit dem Zweiten Weltkrieg noch nie solcherart dagewesene ideologische «Nach­vollzug» der gros­sen Druckmedien und des Fernsehens angesprochen. Der Autor hat wache und bleibende Erinnerungen an das Zürich der spä­ten Neunziger. Das tägliche, um nicht zu sagen: stündliche mediale Bombar­dement, inhaltlich dahin zielend, am britischen und neuliberalen Wesen die Moral, Politik und Wirtschaft (und noch vieles mehr) genesen zu lassen, war derart flächendeckend, dass der Autor vorlie­gender Zei­len ohne re­gelmässige Konsultation von Erzeugnissen wie dem «Monde Diplomati­que» oder der französischen Politik- und Satirezeitschrift «Char­lie Hebdo» nicht mehr gewusst hätte, was in der Welt eigentlich vor sich geht.[[48]](#footnote-48) Nun könnte der Pluralismusphilosoph entgegnen, eben dies sei ein Zeugnis des Plura­lismus, dass man die unterschiedlichsten Presseerzeugnisse kaufen könne. Sicher. Es stellt sich aber die Frage, worin denn der angebliche Aus­bruch des Pluralismus, etwa im Vergleich zum «fordistischen» Kapitalis­mus, nun genau bestehe. Die Plu­ralismus­philosophie muss sich die Plura­lismusvertrauensfrage gefallen lassen, wenn man auf den wöchentlichen Kauf einer Satirezeitung angewiesen ist, um überhaupt noch in Erfahrung zu bringen, was gegenwärtig welt­wirtschaftlich ge­schieht. Oder einfacher: Wer ernsthaft auf das von Beck diagnostizierte Aufbre­chen des grossen Konsenses gehofft hat, muss bit­ter enttäuscht sein.

**Zygmunt Baumans postmodernistische Reduktionismen**

Nehmen wir nun Baumans «Ansichten der Postmoderne» unter die Lupe. Mit Beck teilt Bauman den Hang, soviel in seine Begriffe zu pa­cken, dass die Thesen sich der Falsi- wie der Verifizierbarkeit zu entzie­hen schei­nen. Sieht Beck den Au­genblick der Selbstermächtigung des Subjekts ge­kommen, so ist für Bauman der postmoderne Geist «die Kri­tik im Augen­blick ihres definitiven Triumphes»[[49]](#footnote-49). Dies wären eigentlich beruhigende Aus­sichten. Da von der Kritik aber offenbar nur die negati­ven Momente behalten werden (was auf den ersten Blick einer bo­denstän­dig-antiintel­lektualistischen Auffassung von Kritik gleich­kommt) ist dieser Triumph zugleich «alles zersetzende Destruktivität»[[50]](#footnote-50). Diese auflösende und zerstö­rende Kritik ist bei Bauman synonym mit mo­derner Kultur: «Der postmo­derne Geisteszustand ist der radikale (...) Sieg der modernen (also dem We­sen nach kritischen, ruhelosen, unbe­frie­digten, unersättlichen) Kultur über die moderne Ge­sellschaft (...).»[[51]](#footnote-51) Aus dem Kontext wird ersichtlich, dass Bauman hier in erster Li­nie an moderne Kunst denkt, die in ihrer ostentati­ven Selbstdurchstrei­chung durch radikale Reduktion des Materials und der Form (die weisse Leinwand; das Geräusch; onomatopoetische Lyrik etc.) an unüberschreit­bare Grenzen stösst. Vor­derhand stellt sich die Frage, wes­halb sich diese Frage erst im Jahr der Druckle­gung dieses Textes (1992) stellen sollte.[[52]](#footnote-52) Baumans Antwort lautet, dass die «Bin­nenbefindlichkeit» der Institution moderne Kunst zu einer gesamtgesellschaftli­chen Befind­lichkeit gewor­den ist. Inwiefern?

Die geistigen Träger des sozialen, politischen und ökonomischen Mo­dernisie­rungsprozesses sieht Bauman als «organische Intellektuelle», de­nen, über alle Un­terschiede hinweg, einige Prämissen gemeinsam sind. Der Mensch wird als eine prinzipiell unvollständige, gefährlich-spon­tane Kre­atur gesehen, deren animalische Natur mittels Belehrung und Erziehung gezähmt werden muss. Die Lebensform, in die das Indivi­duum einzupas­sen ist, wird stillschweigend oder explizit als univer­salis­tisch vorgestellt. Die geistigen Vermittler und Lehrer dieser «Kultur­ideolo­gie» treten mithin wie staatliche «Gesetzgeber» und «neut­rale» Be­bauer des menschli­chen Ackerfeldes auf. Der legiferierende und leh­ren­de Intellektuelle wäre sozusa­gen ein Ingenieur des anthropogenen Ma­terials, der schablonenhafte Denk- und Existenzweisen hervorbringt und steuert, wobei andere Formen als deviant-anomal empfunden und dem Obskurantismus, wenn nicht gar der Animalität zugeschlagen wer­den.

Zu diesen «unmittelbaren» (weil ihre individuellen Spuren der Inten­tion nach möglichst verwischenden) Repräsentanten des Macht-Wissen-Kom­plexes gesellen sich die Vertreter der Kultur im engeren Sinn, also die Künstler. Sie spielen das Spiel der Wertehegemonie ganz bewusst und un­verkleidet. Bauman nennt sie, A. Gramscis Ausdruck überneh­mend, «or­ganische Intellektuelle für sich». Rund drei Jahrhunderte dau­erte, auf die skeptische «Krise» der Renaissance folgend, diese Epoche der Zusammen­arbeit von organischen Intellektuellen an sich und denjeni­gen für sich. In ihr «reichten sich die Vision der Visionäre und die Praxis der Praktiker die Hände».[[53]](#footnote-53) Beispielhaft hierfür ist die französi­sche Fusion von Staat und Geist in der «République des Lettres».

In dem Masse nun, wie das politische Gemeinwesen oder der Staat un­ter Bedin­gungen der sozialen und ökonomischer Differenzierung die geis­tig-wissenschaftli­che Hegemonisierung durch «kollektive Lehrer» nicht mehr als notwendig für das eigene Überleben (oder seine «Repro­duktion») be­trachtete, verwandelten sich die einstigen Erzieher, die in­doktrinierten und indoktrinierenden Weltbildingenieure in spezialisierte und mehr oder minder unabhängige, also «liberale» Spezialisten (Ärzte, anwendende Na­turwissenschafter, Anwälte etc.), die auch, aber nicht not­wendigerweise staatsdienliche, korrigierende, überwachende, katego­ri­sierende strafende Macht ausüben.[[54]](#footnote-54) Die spezialisierten (diffe­ren­zierten), gemäss M. We­ber im Idealfall einzig zweckrational vor­ge­hen­den[[55]](#footnote-55), etwa von M. Foucault als «Dis­ziplinar- und Biomacht»[[56]](#footnote-56) erneut prob­le­matisierten Herrschaftskom­plexe ver­zichten allmählich auf die Aufrecht­erhal­tung und Transmission transzendenter Werte und Wahr­heiten.

Dem Territorium, in dem sich die «organischen Intellektuellen für sich» tum­melten, entzieht der Staat die politische Kontrolle. Dieses Ge­biet ist die Kultur im engeren Sinn, das heisst nach der Aufgabe universa­listisch-di­daktischer Ambitio­nen: «In diesen neuen bescheide­nen Grenzen schien die Kultur die natürliche Do­mäne der direkten und ungeteilten Herrschaft der Intellektuellen zu sein.»[[57]](#footnote-57) Doch gerade das staatliche Desinteresse an der Kultur unterminiert diesen Überrest an Definitionsmacht der Intellektuel­len. Denn durch die Abkoppelung von staatlichen Instanzen (also durch die Autonomisierung von Kultur als eigenes «Feld») geht eine unaufhalt­same Erosion gesetzgebend-gesamtge­sellschaftlicher Relevanz der Kultur einher. Kunst, Philosophie, Literatur entledigen sich der Bürde, eine Ideo­logie oder ein Programm portieren zu müssen. Dadurch treiben sie einer neuerli­chen Heteronomie zu. Denn nun geraten sie, so Bauman, unweiger­lich in die Schwerkraft des Marktes. In der Kultur der Konsumgesellschaft nähern sich Kultur und ihr Genuss den Kriterien und Gesetzen des Güter­konsums an. Mana­ger und Produzenten entreissen den Philosophen und Künstlern die erhoffte intellektuelle Vorherrschaft.

Wir wollen es bei diesem Stand der Baumanschen Funktions- und Sta­tusge­schichte der Kultur bewenden lassen, die einleuchtet, auch wenn in ihr manchmal im Diffusen bleibt, welche Kultur wann noch «gesetzge­bend» war. Näher seien dafür einige teilweise abenteuerliche Schlüsse be­trachtet, die Bauman aus der von ihm skizzierten Lage der Kultur und der Intellektuellen zieht. Mit dem Verschwin­den der sogenannten «gesetz­ge­benden» Ambitionen scheint für Bauman nämlich der «Pluralis­mus» auf Erden gekommen zu sein: «Pluralismus ist ein nicht wegzu­denkendes Kennzeichen einer solchen Welt.»[[58]](#footnote-58) Auf jeden Fall seien «Versuche, alterna­tive Traditionen, Lebensformen, positive Ideolo­gien, Kulturen etc. als falsch, voreingenommen oder in anderer Weise unterlegen zu entwerten, so gut wie aufgegeben.»[[59]](#footnote-59) Ein solcher Vorsatz wäre als Teil einer Ethik oder als Mahnung an Ethnologen oder Kultur­philosophen zu unterstützen, birgt aber als soziologische Deskription die Gefahr, faktische soziokulturelle, sprachliche, ideologische Domi­nan­zen als ihrer Relativität bewusst[[60]](#footnote-60) schön zu färben oder hinter dem Plura­lismus­schleier nicht mehr machtanalytisch wahrnehmen (oder über­haupt nicht mehr wahrnehmen) zu können. Diese Gefahr vergrös­sert sich noch einmal erheb­lich, wenn man, wie Bauman, der Überzeu­gung ist, dass «der Markt bei kultureller Vielfalt zu gedeihen»[[61]](#footnote-61) scheint. Wie weit ist Bauman hier noch von einer rein legi­timatorischen So­ziodi­zee entfernt, die Mechanismen und Effekte der Ideologie, der sozialen Asymmetrien, der Macht oder der Ökonomie entweder als selbstreflek­tiv-pluralistisch oder nur als ephemer und zufällig beurteilt (und schön­redet)? Was kann, aus einer Baumanschen Optik, beispielsweise im Be­reich der Medien noch gesagt werden zur weltweiten Imitation des Re­alzeit- und «Dabei­sein»-konzepts des Senders CNN, zur Degradation der Informati­onskultur, zur Oli­gopolisierung, zur Selbstzensur? Oder darf es überhaupt noch gesagt werden, ohne dass der «Voreingenom­men­heits»- und «Archa­ismus»-vorwurf erhoben würde?

Wie ist es zu verstehen, dieses Absterben der «gesetzgebenden» Funk­tion von Intellektuellen und Wissenschaftlern, wenn Institutionen wie die WTO den ver­schuldeten Ländern unter Bezugnahme auf die akademi­sche Ökonomie während Jahrzehnten eine Wirtschaftspolitik (Abbau des öf­fentlichen Sektors, Primat der Inflationsbekämpfung usw. usf.) diktieren, die zu Verarmung und Enteignung füh­ren (ein Prachtbei­spiel hierfür ist Argentinien)?

Entledigt sich Bauman nicht der Instrumentarien und Kategorien, kappt er nicht die Sensorien, die notwendig wären, um etwa die Ursa­chen und Folgen der trans­disziplinären Durchsetzung der Theorie der rationalen Entscheidung («rational choice») zu durchleuchten? Mag sie es auch auf den ersten Blick nicht sein, ist Baumans Theorie doch eine Theorie der Be­ruhigung (zweiten Grades, denn Bau­man zeichnet kein Bild einer heilen Welt). Wenn auch nichts mehr sicher ist, so versichert der Text, so ist doch zumindest sicher, dass alles plural ist und kein Wis­sen, keine «Sprache», kein Logos mehr sich der eigenen Perspektivität nicht bewusst ist. Diese Versicherung, es herrsche allgemeine Verun­siche­rung, ist eine Subreption. Sie meint, was wünschenswert ist, sei auch. Deshalb fehlt es ihr an ei­nem Sinn dafür, wie in der Wissen­schaft auch Politik und Politik auch mit der Wissenschaft betrieben wird.[[62]](#footnote-62)

«Man kann darüber streiten, ob die Herrschaft des Marktes über die Kultur tat­sächlich kulturelle Gleichförmigkeit fördert, auf mittlerer, niedri­ger oder auf ir­gendeiner anderen Stufe. Es gibt eine Menge Indi­zien für das Gegenteil.»[[63]](#footnote-63) Viel­leicht. Aber es wäre längst an der Zeit, Ador­nos Forde­rung, das Neueste (im Dienste dessen, was wirklich ver­schieden wäre) als Gleiches zu erkennen[[64]](#footnote-64), einzulö­sen. Das hiesse, ein Sen­sorium für die Homo­genisierung und Formatierung hinter der Viel­heit zu entwickeln.

Wir nehmen Baumans Angebot der Offenheit des «kulturellen» Be­reichs dank­bar an, um zu zeigen, dass selbst beim eher profanen Konsum­gut Wein nicht alles so plural ist, wie es vielheitlich glänzt. Die Entwicklung der Weinproduktion und -konsumtion unter globalisierten Marktbedin­gungen scheint ja die Pluralisierungs- und Ausdifferenzie­rungsthese in je­der Hinsicht zu bestätigen:

Die in den traditionellen Weinbauländern Europas seit längerem zu beo­bach­tende Abnahme des durchschnittlichen Weinkonsums pro Gau­men indiziert nicht das Versiegen des Interesses an Wein – im Gegenteil. Sie be­legt nur einen tiefgrei­fenden Wandel im Umgang mit dem Rebsaft, der immer weniger als gebrauchs­wertiges Lebensmittel, etwa als Beglei­ter zum Mittagessen oder Kräftigung während des Arbeitstages, zu sich genommen wird. Parallel zu dieser vor allem im Mittelmeerraum gera­dezu dramati­schen Entwicklung erlebte der Wein ab den achtziger Jah­ren einen kome­tenhaften Aufstieg als Genussmittel. Noch in den Siebzi­gern war das so­phistizierte Trinken vornehmlich eine Angelegenheit des Gross- oder Bil­dungsbürgertums (sieht man von den noch äusserst mino­ritären Weinken­nern ab) und mit einem Image der Verstaubtheit behaftet. Dies änderte sich mit der von den sogenannten «Yuppies» ge­tra­genen, prononcierten Affir­ma­tion langer Büroarbeit und ausladen­den Konsums von Luxusgütern. Hier kündigte sich bereits der ambiva­lente Charakter «postfordistischen» Weinkennertums an. Denn mochte es sich selber als Überwindung des pu­ritanisch geprägten Entsa­gungs­ethos ver­stehen, ist es doch auch als aktivi­sche Transformation und Aus­deh­nung besagten Ethos zu interpretieren. Mit prestigeträchtigen Wein­namen wurde die lohnarbeitsentbundene Zeit in die Freizeitarbeit am vor­zeigbaren «Lifestyle» umgewandelt – ein Wer­ken an sich und seinem Ruf mittels Markenkonsum, das sich von der Vor­stellung zweckratio­nali­tätsbefreiter Musse eher entfernt.

Bei sich als die «wahren» Weinliebhaber Bezeichnenden rümpft man die Nase über den «Etikettentrinker», dem die Kenntnis der Gewächse, die er trinkt, zwar nicht unwichtig ist, der sie aber zur Nebensache rele­giert zu­gunsten der zwang­haften Orientierung an Trends und der «Ze­leb­rierung» von Tropfen, deren «re­nommierte» Namen (das heisst die Eti­ketten qua «Marken») auf das Renommee des Etikettentrinkers gleich­sam übergeht – ein Fetischismus der Schluckspechte, die erst dann ge­nies­sen, wenn die Flaschenetikette mit der Lebensstiletikette kon­form geht.

Bekanntlich sorgten die Yuppies für den Triumph der sogenannten «Su­per-Tus­cans», den Gewächsen aus Trauben, die von den offiziellen Pro­duktionsbestim­mungen nicht vorgesehen waren. Diese Weine erhiel­ten keine Herkunftsbezeich­nung (DOC), weshalb ihnen ein Duft des Anar­chi­schen entströmt sein muss. Auf jeden Fall erzielten sie farami­nöse Preise – ob sie als «Weintyp» dem italienischen Rebbau einen Gefal­len taten, steht auf einem anderen Blatt geschrieben.

In den Neunzigern folgte dann die schichtenübergreifende Expansion «infor­mierten» Weinwissens und -trinkens. Die Degustationskurse began­nen zu boomen, und mittlerweile ist es in allen Teilen des «Mit­telstandes» zur Selbstverständlich­keit geworden, begründete Präferen­zen für be­stimmte Sortengewächse oder Wein­regionen zu haben.

Gleichzeitig ist es zu einer Internationalisierung der Produktion und Konsum­tion gekommen. Noch vor 30 Jahren nahmen deutsche Liebha­ber (abgesehen von den Eigengewächsen) in erster Linie das Bordelais und das Burgund, allenfalls noch die eine oder andere italienische oder spanische Region als Herkunftsorte für Spitzenwein wahr. Dies hat sich seit dem Durchbruch kalifornischer und australi­scher Weine auf spekta­kuläre Weise geändert: Noch nie gab es eine so grosse Auswahl in so vie­len Weinhand­lungen, und die Kaufmöglichkeiten steigen durch den Inter­nethandel ins Unermessliche an.

Hört sich dies nicht wie eine beispielhafte Erfolgsgeschichte aus der Grossen Meta-Historie der unaufhaltsam zunehmenden Ausdifferenzie­rung an? Führt der schichtenübergreifende Genuss und die Sorge um indi­viduelle «Distinktion» im Rahmen eines globalisierten Marktes nicht zu ei­nem ungeahnten Patchwork von Weintypen? Nicht ganz.

Tatsächlich geht mit der unleugbaren quantitativen und «territorialen» Plurali­sierung der Produktion und Konsumtion von Wein nämlich eine massive Standar­disierungs- und Homogenisierungstendenz einher, die keineswegs nur tiefpreisige Weine erfasst. «Fun und Power» scheinen auch das Verhältnis zum Wein zu durchdringen. Erwartet wird von ihm, was auch sonst von allem und jedem ver­langt wird: Leistung. Das Ergeb­nis sind monströse Gewächse mit hohem Alkohol­gehalt, einem die Nase ansprin­genden, grobschlächtigen Primärfruchtbouquet, ei­nem über­trie­be­nen Ei­chenaroma und dicklichen Konsistenz. Grosse Rotweine werden immer weniger als heranreifende Getränke begriffen und produ­ziert, die dank der subtilen, das heisst mit Moderation vorgenommenen Zusam­menführung und Einbindung der Komponenten zu einer gelunge­nen Mariage mit einer Speise finden. Leichtere, alkoholärmere Rotweine (Beau­jolais, Vernatsch etc.) stossen vielerorts sogar pauschal auf Ablehnung. Es handelt sich nicht um einen «Trend», wie Relativisten re­flexartig abwiegeln. Vielmehr geht hier ein anthropologisch-gustativer Wandel hin zu einem Weltweinge­schmack vor sich. Der Weinpublizist H. Johnson kommentiert diese Ent­wicklung jeweils mit einer Anekdote. Nähmen die Anhänger solcher Ge­wächse in einem Weissen die Eiche wahr, so pflegt er zu spotten, dann rie­fen sie aus: «It's Chardonnay!»

Die Durchsetzungskraft des WWT ist erstaunlich und prägt längst auch europäi­sche Anbaugebiete. Baroli und Brunelli etwa werden immer öfter mit kürzeren Maischezeiten und mit viel Eiche hergestellt und gera­ten ohne Ecken und Kanten dafür aber umso bodygebuildeter. Die Südfranzo­sen verkaufen einsortige Ge­wächse im Weltweingeschmacks­format und bleiben auf ihren mehrsortigen As­semblagen, von denen sie wirklich etwas verstehen, sitzen. Selbst das Bordelais sieht sich genötigt, Konformitätsan­strengungen zu leisten.

In Fachkreisen wird diese Entwicklung seit bald 20 Jahren diskutiert. Sie wird meist mit dem übermässigen Einfluss des «Weinpapstes» R. Par­ker und seines Magazins in Verbindung gebracht, auch wenn sie na­türlich nicht darauf reduzier­bar ist. Sprechend ist im Übrigen, dass sie zeitgleich mit der Ablösung der (zumin­dest «pragmatischen») 20 Punkte durch (ebenfalls Parkersche) 100 mögliche Punkte zur Weinbewertung abgelöst wird. Dass wir es hier weniger mit Musse als mit Freizeitarbeit zu tun ha­ben, belegt nicht nur, dass, sondern wie die Qualität der begehr­ten Objekte gemessen wird. Welches Himmelherrgott ist der Un­ter­schied zwischen ei­nem 96- und einem 98-Punkte-Wein?! Ausgerech­net das angebliche Zeital­ter des Endes der Ideologien scheint ein schwindendes Bewusstsein der Un­handlichkeit numerischer Überprä­zisionen zu haben.[[65]](#footnote-65)

Benannte Entwicklungen, das heisst das Überhandnehmen des soge­nannten «internationalen Weinstils» wurde jüngst in anmutender Form im Film «Mondo­vino» dargestellt. Der Regisseur (und versierte Öno­loge) lässt seinen parti pris von Beginn weg einfliessen – gleichwohl ist der Film über weite Strecken gelassen und humorvoll ausgefallen.

Anders hat ihn der deutsche Rezensent einer «liberalen» Wochenzei­tung gese­hen. Er vernahm das Appellieren an «anti-urbane Impulse», die «zu­mindest das deutsche Publikum an die reaktionäre Stadtfeind­schaft der braunen Vergangenheit erinnern sollte». Die den «romantisch-reaktionären Weltsichten» entsprungene Grundtendenz des Films ver­binde «antiameri­kanische Globalisierungskritik» mit «Wissen­schafts­feind­lichkeit»[[66]](#footnote-66).

Es ist angezeigt, sich ernsthaft Sorgen über einen derart virulent überre­agieren­den «Liberalismus» zu machen. Wenn erstmals einem na­hezu glo­balen Lichtspiel­publikum gewisse Mechanismen des Wein­mark­tes näher gebracht werden und dies als romantisch-reaktionä­rer, anti­ame­rikanischer, urbanitäts- und wissenschafts­feindlicher Vor­gang taxiert wird, dann muss etwas ganz Grundlegendes schiefge­laufen sein.[[67]](#footnote-67)

Soviel zur «Pluralisierung» des Weins. Es drängt sich auf (auch wenn nur eine vage Analogie zum Wein besteht), an dieser Stelle auch einige Worte zur Inkarna­tion des kommunikationstechnologischen Schubes der letzten zwei Jahrzehnte zu verlieren. Es ist inzwischen kein Geheimnis mehr, dass in der Computerindustrie durch (implizite oder explizite) Ab­sprachen zwischen Software- und Hardware­produzenten der Konsum gleichsam erzwungen wurde. Auf neue Prozessorengene­rationen folgten Programme, die kaum mit relevanten Vorteilen aufwarteten, durch ihre ungünstige Konfiguration aber den Speichergewinn gleich wieder auffras­sen, was zu erneuten Käufen nötigte. Es sind mithin Millionen von Geräten und Soft­warepaketen für nichts hergestellt worden – eine hochgradig irra­tionale, ineffi­ziente und unökologische Sache.

Bemerkenswert ist nur, mit welcher Verspätung dieser Tatbestand me­dial und wissenschaftlich überhaupt problematisiert wurde. Diese Verspä­tung ist charakte­ristisch für das verflossene Vierteljahrhundert. Unter Be­dingungen des allumfas­senden Pluralisierungsdiskurses gerät die Zeitdia­gnostik, relativ zur Produktiv­kraftentwicklung und der vor­handenen Mengen an Einzelinformationen, in eine Phase der Verlangsa­mung und Stagnation.

Zurück zum Text Baumans. Der nächste, schier unglaubliche Satz, der selbst frohsinnigste Zeitgenossen stutzig machen muss, lautet: «Das Ergeb­nis (der „Emanzipationsbemühungen”, d. Verf.) war schliesslich eine uni­verselle Demon­tage machtgestützter Strukturen.»[[68]](#footnote-68) Unklar bleibt, ob dies ein machttheoretischer Befund ist, oder ob sich die Aus­sage auf den ge­genwärtigen «Geisteszustand» be­zieht. Träfe letzteres zu, hätten wir es mit einem hyperidealistischen Geist zu tun, der sich als das freie Gegenreich feiert.

Interessanter ist wohl, die Aussage soziologisch-machttheoretisch zu be­greifen und sie in ein Verhältnis zu Foucaults Konzept von Macht zu set­zen. Foucault postuliert bekanntlich die Dezentralität von Macht. Macht ist keine «Substanz», die man sich aneignen könnte. Sie wird nicht (nur) von oben nach unten oder von innen nach aussen ausgeübt und ist nicht (nur) repressiv, sondern in hohem Masse «produktiv». In dieser foucaultinischen Sichtweise hat der Intellektuelle sich denn auch von der «totalen» Figur, wie sie Sartre paradigmatisch repräsentiert, hin zu einem Spezialisten zu wandeln, dessen Bücher in spezifischen, loka­len Kämpfen zu gebrauchen sind. Vertritt Bauman eine Umkehrung (im Sinne einer Radikalisie­rung) Foucaultscher Machttheorie? Wenn Macht nicht mehr greifbar, wenn sie überall ist, so liesse sich folgern, dann ist sie nirgends mehr...

Zu denken ist angesichts des Baumanschen Befundes des Verschwin­dens machtgestützter Strukturen an das betriebswirtschaftliche Konzept «flacher Hierar­chien». Unter Bedingungen der «funktionalen Differen­zie­rung» (wie Luhmann in Unterscheidung zur stratifikatori­schen Diffe­renzierung sagt) verwandeln sich Be­triebsabteilungen unter Aufbietung von Familien- und Sportmetaphern in «Teams», in denen An­gestellte und Vorgesetzte gleich­sam im selben Boot sitzen und das gleiche Spiel spielen.[[69]](#footnote-69) Durch die Locke­rung vertikaler Hierarchisierung fällt den Angestellten mehr Verantwor­tung zu.

Ob nun mit der Schleifung fordistisch-paternalistischer Betriebskultur auch «Macht» überhaupt verschwände, ist mehr als fragwürdig. Organi­gramme mögen noch so flach daherkommen: Die Diskrepanzen zwi­schen Aktieneignern oder Ma­nagern und Angestellten drücken sich schon nur pekuniär als ungeahnte Einkom­mensscheren aus.

Ein Anderes ist zu bedenken. «Macht» hat, insbesondere in den Tertiär­sektoren multinationaler Konzerne, von den Angestellten verin­ner­licht zu werden. An die Stelle «direkter» repressiver Sanktion tritt die Internalisie­rung der ganzen, oft schwer fassbaren, impliziten und ex­pliziten Unter­nehmensideologie: das «Leit­bild», die «corporate identity», der «code of conduct» usw. usf. Von dieser bedeut­samen «puri­tani­schen» Internalisie­rung der Machtkonstellationen; von dieser «subjek­tiven Rationalisierung» hat Foucault seine Machttheorie immer bewusst abgesetzt.

Auch in Baumans Buch kommt sie nicht vor. Der postmoderne Stand­punkt geht, so erfahren wir von unserem Soziologen, von einer «unendli­chen Zahl bedeu­tungsgenerierender Subjekte» aus, die «alle rela­tiv unab­hängig und autonom» und «ihrer jeweils eigenen Logik un­terworfen»[[70]](#footnote-70) seien. Bis zuletzt bleibt unklar, ob dies auch Baumans Sicht­weise ent­spricht. Unmaterialistischer und undialektischer kann jeden­falls nichts mehr gehen. Was heisst das: ein Subjekt, das seiner eigenen Logik unter­worfen ist?!

Die Beantwortung dieser Frage sucht man bei Bauman vergeblich. Da­für nimmt er einen weiteren, emsig zirkulierenden Topos der Grossen Erzäh­lung zunehmen­der Pluralisierung auf, nämlich das «Ableben der puritani­schen Persönlichkeit»[[71]](#footnote-71). Immerhin begegnet Bauman dieser These mit einer gewissen Skepsis. Sie verdient einige Erörterungen. Plau­si­bel ist sie dann und nur dann, wenn der Schwerpunkt auf den Ent­sagungscharakter gelegt wird und mit der Durchsetzung der Konsum­gesellschaft sich somit der Pu­ritanismus auflöst. Erklärungsbedürftig bleibt, wenn Puritanismus und Konsumismus sich derart kontradikto­risch verhielten, wie denn ausge­rechnet die USA zur Mutter der Konsum­ge­sellschaft habe werden können. Die Antwort darauf ist ein­fach: Produktion und Konsumtion unterhal­tungsindus­trieller Güter sind selber zu integralen und integrierenden (aber nicht mit einem simplen Basis-Überbau-Schema zu erfassenden) Faktoren des Neueren Kapitalis­mus geworden. Der Konsumismus transformiert den puritanischen Way of Life, lässt aber den «Kern» der puritanischen Werk­tagheiligkeit weitge­hend unberührt. Dies lässt sich daran ablesen, dass Musse sich als Konsum einer Freizeitarbeit an­nähert, und scheint im Slogan «Fit for Fun» (der auch umgedreht «Fun for Fitness» lauten könnte) sehr schön auf. Zeitgenössische Freizeitverbringung ist mithin kei­nesfalls puri­tanis­musauflösend, sondern stellt im Gegenteil die neopuritanische Durch­dringung und Absicherung einstiger Musse dar. Adorno und Debord sind Kronzeugen dieses Prozesses, aber man wird erstaunt sein, diese Einsicht ausge­rechnet beim frühen J. Baudrillard am ausdrücklichsten formuliert zu sehen.[[72]](#footnote-72)

Wenn nun in den USA das Management der Armut zusehends in Form der Ein­schliessung der Menschen in Gefängnissen und «Camps» ge­schieht[[73]](#footnote-73); wenn der öffentliche Raum nirgends so überwacht ist wie in Gross­britannien[[74]](#footnote-74); wenn wir Zeugen einer rasant sich verdichtenden Si­cherheits-, Kontroll- und Verbotskultur werden (Rauch- und Alkoholver­bote, Wegwerfverbote, Geschwindigkeitsbegren­zungen usw.); – dann ist dies nicht (nur) ein «konservativer Backlash» sondern die augenfälligste Manifestation der Entfaltung des neupuritanischen Kapitalismus, der noch die kleinste Gefährdung seiner existenziellen Triade Mehrwertab­wurf – Arbeit – Konsum fürchtet. Neokonservativer oder neoliberaler Kapitalis­mus be­deutet auch neopuritanischer Kapitalismus.

Der Prozess vollzieht sich in mehreren Schritten

* Nicht zuletzt durch die Proliferation und zunehmende Einfluss­nahme von so­genannten Think Tanks und «Foundations» setzten sich in den USA und den USA der achtziger Jahre eine resolut anti­keyenesiani­sche und sozialstaatsab­bauende Politik durch.
* Die durch ungenügende Konjunktur und Wachstumsraten zuneh­mende «Neue Armut» wird in Interventions- und Einschliessungs­dispositiven («Zero Tole­rance etc.») eingefügt.
* In einem weiteren Schritt erfolgt in Europa die mit stupender Ge­schwindigkeit sich vollziehende, oben erwähnte Sicherheits- und Ver­botskultur im Alltag.
* Auf der höchsten Ebene der US-amerikanischen Aussen- und Kriegs­­po­litik be­einflusst der Ausserwähltheitsevangelikalismus den Lauf des «Kriegs gegen den Terror» (in dem somit christliche Pu­rita­ner gegen islamistische Puritaner kämpfen) oder ist mitverant­wortlich für die Auslösung von Weltordnungs­kriegen.

Frappierend ist, wie stark minorisiert Autoren, die diese Entwicklung schon seit längerem verfolgen und vor ihr warnten, immer waren. Me­dial, zeitdiagnostisch, wissenschaftlich beschäftigte man sich in dieser Periode lieber mit dem angebli­chen «Ende der Ideologien», dem «pluralis­tischen Konsumismus», der Vervielfäl­tigung von «Sprachspie­len und Lebenssti­len» oder den soziokulturellen Implikati­onen der Com­putertechnologie.[[75]](#footnote-75) – «Wenn das die „schnelle” Zeitdiagnostik der plu­ralsten aller Welten sein soll», so müsste Candide erneut fragen, «wie ist denn Zeitdiagnostik in den anderen Welten?»

Ein solcher «schneller» und anerkannter Zeitdiagnostiker und Sozio­loge ist auch Bauman. Die pluralisierende Brille, die er trägt, lässt ihn Sachen sehen, die Can­dide noch ins Staunen versetzen würden: «Es ist in der Welt kaum noch eine Macht übriggeblieben, die ungeniert eine öku­menische Ambition aufrecht erhalten kann.»[[76]](#footnote-76) Ungeniert können oder ungeniert wol­len – das ist hier die Frage. Wie nur ist es nach dem Ersten (bzw. Zweiten) Golfkrieg von 1991 möglich, einen derarti­gen geopoliti­schen Optimismus zu verströmen?

Nicht genug. Man reibt sich ungläubig die Augen, nachdem man bei Bauman in Erfahrung gebracht hat: «Ausgehöhlt ist insbesondere die Herr­schaft der Ökono­mie über die Politik und die Domäne der Ideen.»[[77]](#footnote-77) Wider solche Abkoppelungsillu­sionen sei, was das Verhältnis von Öko­nomie, Po­litik und die «Domäne der Ideen» anbelangt, einige Aspekte des späten 20. Und frühen 21. Jahrhunderts skizziert:

* Vom Stammtisch bis zur WTO setzt sich die Forderung durch, staatli­che Insti­tutionen wie Unternehmen zu behandeln. Dies hat umfang­reiche Priva­tisierungen und Kommerzialisierungen vor­mals öffentli­cher Dienste zur Folge.[[78]](#footnote-78)
* Die ursprünglich in den Wirtschaftswissenschaften und der Poli­tolo­gie ange­wandten Modelle von «rational» oder «public choice», die auf Grundan­nahmen der Nutzenmaximierung und ei­nes transpa­renten und bewusst aus­wählenden Subjekts basieren, grei­fen auf an­dere Wissenschaften über.[[79]](#footnote-79) Da­mit verdrängen sie no­lens volens «kriti­sche», dialektische und psycho­analytische An­sätze.
* Die exorbitanten Semestergebühren für den Eintritt in die «renom­mier­ten» Hochschulen angelsächsischer Länder sind keines­wegs ge­sunken.
* Die Zunahme des Quotendrucks für Zeitungen und audiovisuelle Me­dien führt zur Unterordnung genuin redaktioneller Überlegun­gen unter kommer­zielle. Diese sind eigentliche Entdifferen­zierungser­scheinungen.
* Es gibt keinerlei Indizien für eine Abnahme der «Ökonomisierung» und Kom­merzialisierung im Bereich der Literatur oder der Bilden­den Künste.

Warum ein sonst durchaus komplexer, problembewusster und in Gross­britannien lehrender Soziologe wie Bauman diese Entwicklungen nicht in seine Gegenwarts­diagnostik eingebaut hat, bleibt ein Geheimnis. Es sei denn, man gehe von der über dem Kopf oder hinter dem Rücken des wis­senschaftlichen Subjekts waltenden Macht der Grossen Erzählung des Plu­ralismus aus. Diese Erzählung näherte sich im verflossenen Vier­teljahr­hundert dem an, was Foucault die «Episteme» nennt: dem kogniti­ven Ord­nungsschema einer Epoche.

Nur mit solchen vorbewussten, «episteme»ähnlichen Diskursvorga­ben ist des Weiteren erklärbar, wie sich Bauman den Kunstbetrieb der Gegen­wart vorstellt. Sicherlich zu Recht erklärt er, mit welchen Proble­men eine präskriptive Kunsttheo­rie nach der sich überstürzenden forma­len und in­haltlichen Radikalität in der Kunst des 20. Jahrhunderts zu kämpfen hätte.[[80]](#footnote-80) Daraus zieht er aber, unter modi­scher Aufbietung der Rhizom-Metapher G. Deleuzes und F. Guattaris, völlig über­triebene Schlüsse: «Spätere Perioden künstlerischer Aktivität zeigen keine Bezie­hung zu vorangegangenen Stu­fen (...). Neue Phänomene der Kunst tre­ten zufällig an die Oberfläche (...).»[[81]](#footnote-81) Kunst und soziokulturelle Verfasst­heit der Gesellschaft treten dabei in ein einfaches Entsprechungsverhält­nis zueinander: «Die Pluralität der post­modernen Kunst und ihre Ableh­nung von Hierarchien repräsentieren die existentielle Seinsweise der Welt ausserhalb der Kunst.»[[82]](#footnote-82)

Merkt Bauman nicht, dass ihm die alten, ahistorisch-ereignishaft geflechteten Zöpfe einer reinen Ästhetik, die die Undurchschaubarkeit von Kunst feiern, an­wachsen? Wer aufgrund solcher Prämissen Ästhetik be­treibt, perpetuiert das in­terne Selbstverständnis des Kunstbetriebs, statt es zu durchschauen und wird ewig da aufhören, wo Bourdieus Ana­lysen künstlerischer Felder erst ansetzen. Und eine unverzichtbare Erkenntnis, auf der diese Analysen aufbauen, ist die folgende: «Keiner ist stärker an die eigene Tradition des Feldes gebunden als der Avantgar­dist, der, will er nicht als naiv gelten, sich noch in seiner Absicht, sie über den Haufen zu werfen, unweigerlich gegenüber allen früheren Umsturz­versuchen zu ver­orten hat, die sich in der Geschichte des Feldes und im Raum der den Neu­lin­gen auferlegten Möglichkeiten je vollzogen ha­ben.»[[83]](#footnote-83) Dass «nachmo­derne» Künst­ler diese ihre Determiniertheit nicht wahrhaben wollen, ist kein nachmoder­nes Spezifikum. Es scheint aber zu den Rückfällen der Postmoderne zu gehören, dass Theorie den Papa­gei der künstlerischen Selbstinterpretation gibt.

Worin genau sieht Bauman die Aufgabe und das Einsatzgebiet des zeit­gemässen und künftigen Theoretikers? Durch die weiter oben er­wähnte Abkoppelung staat­lich-systemischer Herrschaftsperfektionie­rung von der Definition und Durchset­zung zivilisatorisch-kultureller Werte verschwin­det, so Bauman, auch der Staats-Intellektuelle zuguns­ten des Experten oder des Akteurs innerhalb von kulturellen Bereichen, die für die Herr­schaftsstabilisierung bar jedes Interesses geworden sind. Die «gesetzge­bende» Funktion der Intellektuellen reduziert sich mithin auf die Kultur.

Gerade die (im engeren Sinn) politische Irrelevanz der neuzeitlichen Kultur birgt jedoch den Keim des definitiven Untergangs des normie­rend-gesetzgebenden Intellektuellen in sich. Das Schwinden philosophi­scher und ästhetischer Gewiss­heiten und die Kommerzialisierung von Kultur schaffen einen Pluralismus von Le­bens- und Ausdrucksformen. Zeitge­mässe Intellektuelle sind Interpreten, die die postmoderne Vielfalt und Re­gellosigkeit akzeptieren. Paradigmatisch für diese Unkontrollier­barkeit ist die Sprache. Der neue Intellektuelle hat sich zur Bildung und Bewahrung hermeneutischer Offenheit an Vorläufern der «von der Li­bido ge­leiteten»[[84]](#footnote-84) interpretierenden Vernunft zu orientieren.

Es erstaunt angesichts der theoretischen «Auslegeordnung» Baumans nicht weiter, dass M. Heidegger zum Initiator solch libidinös-interpretie­render Vernunft und Begründer einer «zweiten kopernikanischen Revolu­tion» erhoben wird. Damit reiht sich Bauman ein in die lange Liste von Plu­ralitäts- und Differenzphilosophen (J. Derrida, G. Vattimo, R. Rorty), die Heideggers Daseinsanalytik oder das spätere seinsge­schicht­liche «Anden­ken» in ihre Schriften integriert haben. Tat­sächlich ist ein Hauptkennzei­chen des Grossen Metadiskurses der irredu­ziblen Differenzen die Wert­schätzung Heideggers und die visze­rale Ablehnung der kritischen Theorie. Dazu werden wir noch zu spre­chen kommen.

Sehen wir uns vorerst die Bedeutung näher an, die Bauman zufolge Hei­degger zukommen soll: «Es ist die moderne Anlage, die zerstört wurde; der moderne Dünkel der bedeutungs- und gesetzgebenden Ver­nunft, der blossgelegt, verurteilt und der Schande preisgegeben wurde.» Laut Bau­man ist dies den Hermeneutikern H.-G. Gadamer und F. Schlei­ermacher nicht gelungen, da sie zu sehr auf «kodifi­zierte Methoden» fi­xiert gewesen seien, um die «Gefahr des Missverstehens»[[85]](#footnote-85) zu bannen.

Das Faszinosum Heidegger lässt sich mit dem Resümee dreier As­pekte erklären. Zum einen verdanken sich ontologische Aussagen, propo­sitionale Wahrheiten, die Objektivierung des «Vorhandenen» einer primordialen und existenzialen Stim­mung, Erschlossenheit und Verste­hens des Da-Seins. Insofern gilt: «Das Dasein ist als konstitutiert durch die Erschlossenheit wesentlich in der Wahrheit.»[[86]](#footnote-86) Deshalb lebt und ver­steht der Mensch im Rahmen eines hermeneutischen Zirkels: «Seien­des, dem es als In-der–Welt-Sein um sein Sein selbst geht, hat eine ontologi­sche Zirkelstruktur.»[[87]](#footnote-87) Proble­matisch ist hier die strikte Abgrenzung des Wahrheitsbeg­riffs von «Richtigkeit».[[88]](#footnote-88) Heideggers «uneigentliche» Seins­weisen lesen sich wie eine zivilisationskritische Anthropologie, die keine sein will.

Ein weiterer Grund für die Magnetwirkung Heideggers ist der An­spruch, die «ursprüngliche Ganzheit des Strukturganzen des Daseins»[[89]](#footnote-89) ohne Bewusstseins- oder Subjektbegriff herausarbeiten zu können. Die­ses Strukturganze behauptet Heidegger in der «Sorge» gefunden zu ha­ben: «Sich-vorweg-schon-sein-in-(der–Welt) als Sein-bei (innerweltlich begeg­nendem Seienden)»[[90]](#footnote-90). Gerade die Rede von der sich selbst (aber bar jeden Bewusstseins) sorgenden Sorge verrät, dass Heidegger die Frage des nicht­setzenden Bewusstseins durch die Setzung eines exi­stenzi­alen «An-Sich» auflösen will.[[91]](#footnote-91)

Nebst der Existenzialisierung des Subjekts und den hermeneutikthe­oreti­schen Ausführungen heben zweifellos auch die kunsttheoretischen Auffas­sungen Hei­degger in den Olymp der von Bau­man geforderten «interpretie­renden» Intellektu­ellen. Kunst ist nicht Abbil­dung von Dingen; vielmehr kommen diese im Kunst­werk erst zu ihrer Wahrheit. Kunstwerke führen, so Heidegger, einen Streit zwi­schen der «eröffnenden» Welt und der «ver­bergenden» Erde. Kunst ist, wie die Dichtung, ein Ins-Werk-Setzen der Un­verborgenheit im Sinne der griechi­schen aletheia, ein «Geschehen der Wahrheit am Werk»[[92]](#footnote-92).

Soweit, drastisch gekürzt, Hauptmomente Heideggerschen Denkens, die dessen Ausstrahlung erklären mögen. Es ergäbe freilich ein schiefes Bild, beschränkte man sich auf Heidegger als «Metahermeneutiker» und liesse nicht auch den «prak­tizierenden» Interpreten aller möglichen kultu­rellen Stufen und Bereiche, wie ihn Bauman fordert, sprechen. Denn das vorgän­gige Verstehen in der Daseinsanalytik und die Würdi­gung des hermeneuti­schen Zirkels[[93]](#footnote-93) sind ein bisschen magere Er­träge für einen Philosophen, der uns aus Baumans Sicht in die nachmoderne Kultur des interpretierenden (statt des «gesetzgebenden») Intellektuellen führen soll. Lau­schen wir also dem Interpreten Heidegger:

Wie soeben angetönt, erfährt er an V. van Goghs Malerei mit den Bau­ernschu­hen das Geschehen der Unverborgenheit dank einer «Lichtung». «Sie ist, vom Sei­enden her, seiender als Seiendes.»[[94]](#footnote-94) – «Die Kunst (…) ge­hört in das Ereignis, aus dem sich erst der „Sinn von Sein” ergibt.»[[95]](#footnote-95)

Was nun ist die Lichtung? – «Die Lichtung selber aber ist das Sein.»[[96]](#footnote-96)

Was bedeutet im eigentlichen Sinn «bauen»? – «Die Art, wie du bist und ich bin, die Weise, nach der wir Menschen auf der Erde sind, ist das Buan, das Woh­nen.» «Das Wesen des Bauens ist das Wohnenlassen.»[[97]](#footnote-97)

Weshalb wurde die altgriechische Kunst «Techne» genannt? «Weil sie ein her- und vorbringendes Entbergen war und darum in die Poiesis ge­hörte.»[[98]](#footnote-98)

Was geschieht im Wesen der modernen Technik qua «Ge-stell»? – «Im Gestell ereignet sich die Unverborgenheit, dergemäss die Arbeit der mo­dernen Technik das Wirkliche als Bestand entbirgt.» Sie ist eine Weise des «Entbergens, der aletheia»[[99]](#footnote-99).

Was bringt die Physis im altgriechischen Sinne hervor? – «Das Her-vor-bringen bringt aus der Verborgenheit her in die Unverborgenheit vor.»[[100]](#footnote-100)

Was ist die Wahrheit, die noch im Gesichtskreis der alten Griechen erfah­ren wurde? – «(…) die Wahrheit ist die Entbergung des Seienden, durch die eine Of­fenheit west.»[[101]](#footnote-101)

Was bedeutet das altgriechische «legein» (Sammeln, Legen)? – «(…) das Un­verborgene als ein solches, das Seiende in seiner Unverborgenheit herstellen.»[[102]](#footnote-102)

Wie stehen Parmenides und Heraklit zueinander? – «Parmenides teilt mit Hera­klit denselben Standort. Wo sollen diese beiden griechischen Den­ker, die Stifter alles Denkertums, auch anders stehen als im Sein des Seien­den?»[[103]](#footnote-103)

Wie müssen wir Ödipus sehen? – «(…) wir müssen in Ödipus jene Ges­talt des griechischen Daseins begreifen, in der sich dessen Grundleiden­schaft ins Weiteste und Wildeste vorwagt, die Leidenschaft der Seinsent­hüllung, d. h. des Kampfes um das Sein selbst.»[[104]](#footnote-104)

Was ist Dichtung? –«Dichtung ist worthafte Stiftung des Seins.»[[105]](#footnote-105)

Was leistet das Denken? – «Das Denken zieht Furchen in den Acker des Seins.»[[106]](#footnote-106)

«Doch das Sein – was ist das Sein? Es ist es selbst.»[[107]](#footnote-107)

Es ist hier nicht der Ort, die Auseinandersetzung mit Heideggers «Verwin­dung» der Metaphysik zu führen.[[108]](#footnote-108) Die Zitate dokumentieren nur, wie mo­noton und mo­nothetisch Heideggers Auslegekunst (die im Übrigen nur deutsch oder grie­chisch sprechen will)[[109]](#footnote-109), ausfällt. Wenn Bauman mit ihr ernsthaft die «Interpreta­tion» der «pluralen Kultur» betreiben will, wird er viel Kraft und Mut benötigen...

**Die Aktualität Adornos und die Physiognomie der Sprache**

Figuriert Heideggers Name in der Grossen Geschichte der Differenzie­rungen als befreiendes «Sesam öffne Dich», so spielt Adorno darin eine durchwegs negative Rolle als böser Bube Teddie, der alles falsch ge­macht hat – oder zumindest einer endgültig vergangenen Epoche ange­hört bzw. allenfalls als Ideengeber für ästheti­sche Lebensverbringungsre­servate fun­gieren kann.[[110]](#footnote-110) Eine eingehende Diskus­sion dieser konsensuel­len Auffas­sung bleibe hier aus.[[111]](#footnote-111) Stattdessen sei mit einer «es­sayistischen» Tour d’horizon die stupende zeitdiagnostische Aktuali­tät Ador­nos aufgewiesen. Nur wer das Neueste als Gleiches erkenne, so befand jener, diene dem, was verschieden wäre. Sicherlich gebricht es den Pluralismuserzählungen ge­rade an dieser Tugend: das Alte im Neuen und das Zeitgemässe im ver­meintlich Veralteten auszumachen.

Tatsächlich findet, auch wer sich mit den technischeren Hauptwerken («Nega­tive Dialektik» und «Ästhetische Theorie») nicht befassen mag und ganz unsyste­matisch vorgeht, bei Adorno Reflexionen und Beobach­tungen, die kaum Patina angelegt haben – Gesammelte Schriften als «Werk­zeug­kiste», wie Foucault for­derte. Dies liegt wohl ein wenig daran, dass frucht­barem Denken in Adornos Au­gen immer etwas Über­triebenes, ja Kindli­ches eignet. Wer zum Zeitpunkt x über­treibt, hat bes­sere Chancen, zum Zeitpunkt y einmal Recht zu kriegen. Damit ist es al­lerdings nicht getan, wie das Beispiel Baudrillards zeigt, dessen Buch zur Kon­sumgesellschaft («La société de consommation», 1970) noch immer ein Referenz­punkt ist, der sich seine Gedankengänge danach aber so stark von einem imperia­len Simulationsbegriff eskamotieren und aufsau­gen liess, dass neuerdings nicht einmal mehr vor plumpestem Rela­tivismus zurückgeschreckt wird.

Voraussetzung für jede Beschäftigung mit Adorno ist in postfordisti­scher Ge­genwart das Ablegen der angstvollen Ablehnung von Kulturkri­tik. Von Vulgär­postmodernisten und Poptheoretikern wird letztere als links­kon­ser­vativer, morali­sierender Kulturpessimismus taxiert. In der Kommerzialisie­rung aller Lebensberei­che sehen sie nicht Unterjochung unter das Diktat des kapitalistischen Verwer­tungsprozesses, sondern ega­li­täre Austausch­barkeit oder gar ungeahnte Wege zur Dissidenz: «Ge­fällt Dir nicht, was Du bist? Kaufe andere Marken! Kaufe einen neuen Lifestyle!»[[112]](#footnote-112), fordert J. Twit­chell, der amerikanische Professor für Kommu­nikation, die Verschmelzung von Werbung und Soziologie inau­gurierend – und meint es ganz ernst. D. Diederichsen gilt der Begriff der Entfremdung als «erzdumm»[[113]](#footnote-113).

Doch es geht eben nicht um modernitätsfeindliche, «unermüdliche An­klage von Verdinglichung»[[114]](#footnote-114), zwecks Gegenüberstellung mit «ver­gan­genen vorarbeitsteili­gen Formen der Vergesellschaftung, (...) er­schli­chen selbst als ewige.»[[115]](#footnote-115)– «Nicht um die Konservierung der Vergan­genheit, sondern um die Einlösung der vergan­genen Hoffnung ist es zu tun.»[[116]](#footnote-116)

Güterkonsum ist nicht in sich verdinglichend und entfremdend, son­dern im Kontext der Ausdehnung des Kapitalverhältnisses auf das All­tags- und Familien­leben der Menschen. Während die Individuen sich nur noch als austauschbare Wa­ren- und Geldbesitzer gegenüberstehen, nehmen umge­kehrt die Gegenstände, de­ren Gebrauchswert längst se­kun­­där geworden ist, als Marken mit Images gleich­sam menschliche Züge an.

Adornos «Kulturpessimismus» ist mithin weit entfernt von demjeni­gen der (auf­klärungsfeindlichen) Konservativen, die den Verfall von Sitte, Mo­ral und Bildung denunzieren, dabei aber eisern an der Maschi­ne­rie fest­halten, die solche «Zu­stände» erst ermöglichen. Letzte­ren stellen sie die le­gitime Kultur und den appro­bierten Lebensstil gegen­über, die am gesam­ten Wirkungszusammenhang genauso beteiligt sind – ähnlich den reaktio­nären Ökonomen, die schaffendes gegen raffen­des Kapital ausspielen. Bei Adorno geschieht Kulturkritik im Be­wusstsein, dass «die Verstümmelun­gen, welche der Menschheit von der gegen­wärtigen partikula­ren Rationa­lität angetan werden, Schandmale der to­talen Irrationalität sind.»[[117]](#footnote-117) Keine altbackene, resignative Weisheit also, sondern ein Denken als permanenter Widerwille dagegen, sich ab­spei­sen zu lassen: «Wer es sich nicht verküm­mern lässt, der hat nicht re­signiert.»[[118]](#footnote-118)

Manches bei Adorno entfaltet sich erst im zeitgenössischen Neolibera­lismus richtig, ist mithin von brennender Aktualität und «politisch», so­fern eben das Kulturkritische vom Politischen nicht wegamputiert wird. In der «Philosophischen Terminologie» etwa höhnt er über den Bewusst­seinsstand des «Konkretismus, um nicht zu sagen Konkretinismus»[[119]](#footnote-119). Damit ist, auf jetzige Verhältnisse extrapo­liert, beispielsweise das Geba­ren von Deutsch­schweizer TV-Moderatoren gemeint, die jede ausschwei­fende Rede mit ei­nem tückischen «aber jetz emol kchonkchret!» unterbre­chen und damit das Primat von kontextlosen, unreflektierten Einzelfakten etablieren. Bei Hegel hiessen die noch «abstrakt».

Konkret...Adorno hatte das Aggressiv-Schneidige des Wortes erfahren, das in­zwischen zum Diskussions-Holzhammer avanciert ist: «Die fal­sche Klarheit ist nur ein anderer Ausdruck für den Mythos. Er war im­mer dun­kel und einleuchtend zugleich.»[[120]](#footnote-120) – Ein Lieblingswort derer, die es mit den «nackten Tatsachen» hal­ten und die elitistische Nüchternheit pflegen. – «Das direkte Wort, das ohne Weite­rungen, ohne Zögern (...) dem anderen die Sache ins Gesicht sagt, hat bereits Form und Klang des Kommandos (...)».[[121]](#footnote-121)

Ebenfalls aus dem angehenden 21. Jahrhundert könnten die Ausführun­gen über Statik und Dynamik aus dem Jahre 1961 stammen. Davon, dass wahre Dynamik der Vergegenwärtigung von Gewesenem bedarf, weil sie sonst auf das öde Fort­schreiten des Ewiggleichen regre­diert, ist dort die Rede: «Geschichtslos aber ist das ziellos in sich krei­sende, dynamische We­sen.»[[122]](#footnote-122) Lockern wir den damaligen fachsoziologi­schen Kontext dieses Bei­trags, so scheint geradezu eine Besprechung des neoliberalen Aktivismus und der dazugehörigen Geschichtsvergessen­heit («Just do it.»; «Nach vorne schauen!») vorzuliegen. Die in Workshops für Füh­rungskräfte katalysierte «Energy» für eine «dynami­sche, fitte Wirtschaft» mag noch so sophistiziert daherkommen; sie kann im Rahmen des Zwangs, Mehrwert abzuwerfen, gar nicht anders, als die Ausbeutung von Mensch und Natur fortzuset­zen. – «Vorstellbar wäre ein verändertes Wesen von Statik nicht weniger als von Dynamik: gestill­ter Drang, der es lässt, wie es ist.»[[123]](#footnote-123) Dem «Trendforscher» und Globalisie­rungspropheten M. Horx hingegen ist die «New Economy» Anlass, mit sozialer Gleichheit aufzuräumen, als habe das Recht des Schwächeren geherrscht und müsse nun endlich sistiert werden: «Ein ge­wisses Mass an „dynamischer“ Un­gleichheit ist wie ein Luftzug in einem Raum mit verbrauchter Luft.»[[124]](#footnote-124)

In Adornos «Anmerkungen zum sozialen Konflikt heute» heisst es: «Die Ideo­logie duldet nicht einmal den Anschein von Faulheit.»[[125]](#footnote-125) In der Tat, und das gilt für die nuller Jahre noch mehr als für die Fünfziger. Ganz egal, ob es in deutschen Talkshows um Alkoholismus, Schwulsein, Kriminalität oder Drogensucht geht: Hauptsache Arbeit. Vom Sozialamt leben ist schlimmer als weiland Ehebruch, und wem die von den exorbi­tant verdie­nenden Showmastern/-mistressen in Aussicht gestellten Billig­lohnjobs nicht behagen, wird vom Publikum ausgebuht und nie­dergebrüllt. Trotz finanzieller Sorgen viele Kinder auf die Welt zu brin­gen, wider­strebt eben­falls dem gesunden Talkerempfinden – bei offenen Rufen nach Sterili­sation wird zwar (noch?) verbal eingegriffen.

Arbeiten, arbeiten, arbeiten. Die Talkshows sind die Schulen der jun­gen Deut­schen, denen auf die Blairschen und sozialdarwinistischen Sprünge geholfen wer­den soll. Bei manchen älteren, keynesianisch verdor­benen Se­mestern ist da Hopfen und Malz verloren – sie empfin­den Lohnarbeit noch als Anstrengung und Zumu­tung statt als Aben­teuer und «Challenge». Pfui!

Es wird zu untersuchen sein, welche Pathologien bei einer Generation auftreten, die in der Schule unentwegt dazu angehalten wurde, initiativ, selbstständig und kreativ zu sein, und aus der Sicht der neokonservati­ven pensée unique nun auch in Zeiten der Massenarbeitslosigkeit für ih­ren Werdegang selbst die Schuld trägt. Während die Propagandisten des Un­ternehmergeistes ihr säkulares Evangelium verkünden, wird bereits ausge­rechnet, ob die Hälfte der Start-up-Firmen mittelfris­tig überleben. Wie der Ukas einer Schizo-Stimme wirkt es, wenn die Individuen in Zei­ten der Oli­gopole «ihre eigenen Unternehmer» zu sein haben. – «Glei­ches Recht und gleiche Chance der Konkurrierenden ist weithin fik­tiv.»[[126]](#footnote-126) Was bleibt, ist die Zunahme der Disparitäten und der widersin­nige Einsatz von Produktions­mitteln und Produktionskräften: «Vollbe­schäftigung wird zum Ideal, wo Arbeit nicht länger das Mass aller Dinge sein müsste.»[[127]](#footnote-127)

Der «gängigen Psychoanalyse» kreidete Adorno an, sie gewöhne den Menschen die Liebe und das Glück ab, zugunsten von «Arbeitsfähigkeit und healthy sex life»[[128]](#footnote-128). Genauso wie die gängige Esoterik-, Freizeit- und Fitnessindustrie, liesse sich ergänzen. Das 5-Sekunden-Breakfast in flüssi­ger Form schafft Zeit für aus­giebiges morgendliches Training, mit dem man sich auf den Arbeitsalltag ein­stimmt. Ist Kicking angesagt, emp­fiehlt die TV-Vorturnerin: «Stellen Sie sich vor, Sie würden jemanden richtig feste kicken!» Das hätte empfindliche Gemüter ehe­dem vielleicht noch erregt – Überempfindlichkeiten, die wir als Mief abgelegt ha­ben? – «Die Technisie­rung macht einstweilen die Gesten präzis und roh und damit die Men­schen.»[[129]](#footnote-129)

Hat sich der Geist einmal zur realitätsgerechten Zweckrationalität zu­sammenge­zogen, wird er erst recht empfänglich für die «gierige Auf­nahme von Scharlatane­rie und Aberglauben»[[130]](#footnote-130). Die Beobachtung, dass spekulations­feindliche, instru­mentelle Vernunft den Obskurantismus nicht ausschliesst, sondern fördert, gehört zu den grossen Verdiensten Adornos. Würde das Individuum seine existenziellen Fragen im Rahmen einer kon­kreten Durchleuchtung realer sozialer und ökonomi­scher Bedin­gungen stellen, so opponierte es bereits dem «Verblendungs­zusam­menhang» – eine Haltung, die täglich mehr Kraft und Leidens­fähigkeit erfordert.

Die seit der Späthippie-Zeit rasant zunehmende Wirkungsmacht der Esoterik ist unbedingt mit der Schwächung aller denkerischen Approa­ches zu parallelisieren, die den Menschen primär als soziales und ge­schichtli­ches Wesen und nicht als a priori egoistische und/oder biolo­gisch determi­nierte Monade betrachten: «Unaus­drücklich bleibt vorausge­setzt, dass alle Schwierigkeiten, die aus objektiven Ver­hältnis­sen erwachsen (...) durch private Initiative oder psychologische Einsicht ohne weiteres sich meistern liessen. Popularpsychologie wird zum sozia­len Opiat. Den Menschen wird zu verstehen gegeben, dass das Übel an ihnen liege; mit der Welt selber sei es nicht so schlimm bestellt.»[[131]](#footnote-131)

Im Laufe der 80er Jahre begann die Ausbreitung von Esoterik und Psy­chagogik in den Workshops der ökonomischen Eliten. Das klingt dann etwa folgendermas­sen: «(...) das Spiel: die Möglichkeit, Handlun­gen im Bewusstsein zu erleben und zu erkennen. (...) Duale Wissenschaft hat aus­gespielt. (...) Duale Partnerschaft (Ying-Yang-Zeichen) ist das öst­lich-philo­sophische (sic!), einbezügliche Modell. (...) Seit mehr als 700 Jahren dringt das östliche „Soft-Factor-Konzept“ (sic!) in die westliche Polar-Welt (sic!) ein. (...) Die Wirtschaft hat sich mit ihrem Global Play zur Anführerin bei der Einführung und Durchsetzung des partner­schaftli­chen Kon­zepts spie­lerischen Denkens und Handelns ge­macht.»[[132]](#footnote-132) Solch groteske Rabulis­tik könnte als Erguss eines Verwirrten abgetan werden, würde es sich nicht um die Seminargrundlage eines «Kommunika­tionsforschers und -ma­chers», publiziert in einer Kader-Zeitung, handeln. Offensichtlich lassen sich die Flexi-Ritter der Jetzt­zeit in ihren Managerkursen zuweilen einen Schmonzes vorsetzen, der nicht ein­mal mehr den Vorsichtsregeln ein­fachster bürgerlicher Alltagsskepsis genügt. So verwundert es denn auch kaum, dass weite Teile der ökonomi­schen Elite sich von Internet allein ei­nen neuen Akkumulations­schub erwarten und im grenzenlosen Aufblähen fiktiver Börsenwerte ohne gleichzeitiges Realwachstum kein Problem sehen – Hauptsache, die Inflation ist gebändigt. – «Schliesslich ist unter den Be­dingungen des Spätkapitalismus die Halbbildung zum objektiven Geist gewor­den.»[[133]](#footnote-133)

Kommunikationsspezialisten aller Couleurs nehmen in dem Mass zu, wie inte­resselose Kommunikation als Selbstverständlichkeit verschwun­den ist. Sie injizie­ren den artifiziellen human touch. Wo das tägliche Psy­cho­drama noch auf Plätzen und Strassen stattfindet, etwa in der Dritten Welt, wären viele froh, das Nötigste zu haben. Während der öffentliche Raum in den westlichen Metropolen nur noch zum hastigen Durchque­ren taugt, sorgen «Transparenz», Überwachungs- und Kontroll­disposi­tive an den Ar­beitsplätzen für Unterbindung störender Gespräche: «Auch auf Ämtern ist der Steuerzahler nun vor Zeitvergeudung der Be­sol­deten geschützt. Sie sind im Kollektiv isoliert.»[[134]](#footnote-134) Das individualisie­rende «Create Yourself!» führt zu Pseudo-Differenzierung innerhalb des massenkulturellen Koordi­naten­systems, statt zu gelunge­ner Indivi­duation: «Die Kommunikation be­sorgt die An­gleichung der Menschen durch ihre Vereinzelung.»[[135]](#footnote-135)

Das Leben ist in den Takt von Warenproduktion und -konsumtion einge­spannt: «Trieb und Gefühl sollen nicht von der ernsthaft vernünfti­gen Ar­beit ablenken; kein Schatten von Pflicht soll die Ausspannung trü­ben.»[[136]](#footnote-136) Lust ist Freizeit-Ar­beit geworden, deren Intensität am Fun-Fac­tor gemessen wird. Je mehr das Spöt­teln über hedonismusfeindliche Kon­servativität Pflicht ist, desto mehr unterliegt dem Meinungsterror, wer ausspricht, dass wir in Wirklichkeit die Ausdehnung des protestanti­schen Puritanismus auf vormalige Musse-Bereiche erleben: «Amuse­ment ist die Verlängerung der Arbeit unterm Spätkapitalis­mus.»[[137]](#footnote-137) Die brüchigen sozialen Beziehungen werden durch emotional aufgeladene Relationen zu Waren und die «Loya­lität» von Marken kom­pensiert. Das Switchen innerhalb des kultur­indus­triellen Zeichensystems erfordert die Aneignung von kurzfristigem Signal­wissen: «(...) anstelle des Genusses tritt Dabeisein und Bescheidwissen, Prestige­gewinn an­stelle der Kennerschaft.»[[138]](#footnote-138) Sogar der Kneipenbesuch wird zum Eintritt in die Welt von «erlebnisgastronomischen Philosophien», meist unter­malt vom ewiggleichen Pop-Stampfen.

«Interdit de séjour!», persona non grata sei Adorno an den französi­schen Uni­versitäten auch in den späten 60er Jahren noch gewesen, versi­cherte dem Autor R. Riesel, 1968 Situationist und Philosophiestudent in Nanterre und heute Schaf­züchter in der Lozère und (militanter) Spezia­list für Gen­techfragen. Die Post­strukturalisten hielten es tatsächlich eher mit Heideg­ger. Derridas Nichtbegriff «différance», ein metaontologi­sches Geschehen, das Identität und Differenz erst ermöglicht, hat mit Hei­deggers spätem «Seyn» mehr Ähnlichkeit, als die Apolo­geten wahr­ha­ben möchten. Fou­cault deklarierte kurze Zeit vor seinem Tod, er hätte vieles anders gemacht, wenn er die Frankfurter früher studiert hätte.

Ahistorische Tendenzen, forcierte Textimmanenz, Zeichenfetischis­mus, Anti­materialismus, einseitige Überhöhung der Differenz – die be­kannten Schwächen des Postmodernismus wurden bis zu einem gewis­sen Grad von Adorno durchaus antizipiert und thematisiert: «Denken, das an Identität irre ward, kapituliert leicht vor dem Unauflöslichen und bereitet aus der Unauflöslichkeit des Objekts ein Tabu fürs Subjekt, das (...) nicht an das rühren soll, was ihm nicht gleicht.»[[139]](#footnote-139) – «Heute bereits ist erkennbar, dass die immanente Analyse, einmal Waffe künstleri­scher Erfahrung gegen die Banausie, als Parole missbraucht wird, um von der ver­absolutierten Kunst die gesellschaftliche Besinnung fernzuhalten.»[[140]](#footnote-140)

Belassen wir es bei dieser reaktualisierenden Lektüre Adornos. Dessen Schick­sal, unter Bedingungen der Grossen Rede der Ambivalenzen und Heterogenitäten eher schlecht beleumdet zu sein, wird von P.-P. Pasolini geteilt. T. Barfuss rügt Pasolinis bereits Ende der fünfziger Jahre einset­zende «isolierende Wendung in den Nonkonformismus». Mit «Acca­tone» habe Pasolini «eine Sakralisierung des Vorstadtlebens» angestrebt, und die «Freibeuterschriften» der siebziger Jahre seien «wütende, zwi­schen blin­dem Zorn und hellsichtiger Analyse schwankende Rund­um­schläge»[[141]](#footnote-141).

Den roten Faden in den «Freibeuterschriften» bildet die These, dass (nach dem Katholizismus) erst der Konsumismus und die Massenme­dien es fertiggebracht haben, Italien zu «einigen». Nun muss dieses Kon­volut von Essays und Artikeln nicht unter Denkmalschutz gestellt wer­den. Aber es steht doch ausser Frage, dass es der «Nonkonformismus» und die Hy­persensibilität Pasolinis sind, die es ihm ermöglichten, in den vermeintlich unbedeutendsten Veränderungen Symptome für eine Mu­ta­tion der italieni­schen Gesellschaft wahrzunehmen, die das Terrain für die spätere Berlus­conisierung ebnete.[[142]](#footnote-142) Auch ist Pasolini keineswegs der verbies­terte Vertre­ter einer vereinseitigenden Kulturindustrieableh­nung, wie zum Beispiel die «Linguistische Analyse eines Werbeslo­gans»[[143]](#footnote-143) dokumentiert. Seine Grösse verdankt Pasolini wohl nicht zuletzt dem Umstand, nicht (mehr) an die modernisie­rungs- und produktivkraft­gläubigen Überzeugungen Gramscis geglaubt und sich nicht nach Formeln wie «die Kultur der praktischen Funktion an(zu)gleichen»[[144]](#footnote-144) orientiert zu haben.[[145]](#footnote-145) Die Philosophie des Neuen Mit­telstandes, die Grosse Ge­schichte der Individualisierung, scheint die «dunklen» Denker zu fürchten – auch dies kein Novum…

Eher schlecht beleumdet sind Adorno und Pasolini als Theoretiker auch in der Schule der sogenannten «Cultural Studies».[[146]](#footnote-146) Die Bedeu­tung des eige­nen theoreti­schen Unternehmens wird bei den Cultural Stu­dies bis­weilen nicht gerade zurückhaltend umrissen. Die Erkenntnis, dass die heu­tige Gesellschaft von Kon­flikten der Geschlechter, der Reli­gion usw. (also nicht nur von solchen der Klasse), und dass die Identität der Men­schen nicht nur ökonomisch, sondern auch kulturell geprägt ist, sei, so verkündet D. Morley selbstbewusst, den Cultural Studies anzu­rechnen.[[147]](#footnote-147)

Den Exponenten einer derart selbstbewusst auftretenden Schule, die sich selber etwas kryptisch als «diskursive Formation aus multiplen Diskur­sen»[[148]](#footnote-148) definiert, stände es gut an, die ältere kritische Theorie mit etwas mehr Feingefühl aufs Ab­stellgleis zu manövrieren. So präge die eigene «of­fene Form der Kritik» die Abset­zung von der «eindimensional-ökonomisti­schen»[[149]](#footnote-149) Kritik der Frankfurter Schule. Zugleich sorge die «materialistische Komponente der Cultural Studies»[[150]](#footnote-150) für die Abgren­zung zur Frankfurter Schule...

Es soll gewiss nicht der Stab über die facettenreichen Cultural Studies, die bis in das Grossbritannien der frühen sechziger Jahre zurückgehen, gebrochen wer­den.[[151]](#footnote-151) Einzig der Verdacht sei hier vorsichtig geäussert, die Cultural Studies trü­gen insgesamt zum weiteren Ausbau der Gros­sen Er­zählung des Pluralismus bei, könnten somit nicht nur eine Diskurs­forma­tion, sondern näherhin eine Pluralisie­rungs­diskurs­fortifika­tion sein. I. Ang weist zwar den Vorwurf zurück, Cultural Studies seien Teil des «liberal­pluralistischen Diskurses», der De­termi­nationen leugnet oder übergeht: «Indeterminiertheit beruht nicht auf der Freiheit von (...) Determinationen, sie ergibt sich aus zu vie­len vorhersagbaren Determina­tionen.»[[152]](#footnote-152) Ang spielt hier auf den ur­sprünglich Freudschen Begriff der Überdeter­miniertheit an, der in E. Lac­laus und C. Mouffes Diskurstheorie weiter ausgebaut wurde.

Allein, Angs eigene Formulierungen machen deutlich, dass Fixierun­gen, For­matierungen, Homogenisierungen völlig sekundär und nur vorü­berge­hend sind, falls sie überhaupt noch vorkommen. Gegen Angs Aneignung der Chaostheorie wäre an sich noch nichts einzuwenden. Wenn aber von einer «”wesentlich de­konstruktiven Welt”»[[153]](#footnote-153) die Rede ist, so wirft das eine Unzahl von Problemen auf. Zuerst einmal scheint hier der typische Fall ei­nes scholastisch-intellektualisti­schen Fehlschlus­ses (wie Bourdieu sagen würde) vorzuliegen. Derridas De­konstruktion ist eine Art des Umgangs mit Texten (selbstverständlich leugnet er, es handle sich um eine Methode oder um eine Hermeneutik), der die blin­den Flecken «metaphysischer» Konstruktionen (im Sinne Heideggers) als ihre heimliche Er­möglichungs­bedingung als metaphysisch und be­griff­lich nicht bestimmbare «Dif­feren­zen» offenlegt. Wie wäre nun aber zu verstehen, «die Welt» sei de­konstruktiv geworden? Welche Lauf­bahn der Dekonstruktion, die mit ei­nem kleinen Buch Der­ridas zu E. Hus­serls Bedeutungstheorie begann und jetzt schon die ganze Welt um­fasst! Es scheint dies eine Wunschwelt zu sein, die sich ein Dekonstruk­teur zu­rechtgemacht hat, damit sie in sein Konzept passt.

Wenn sich die Welt ohne Unterlass selber dekonstruierte, würde das «blanke» (nicht das naturwissenschaftlich definierte) Chaos herrschen, in dem überhaupt nichts Beständiges existierte.[[154]](#footnote-154)

So will Ang natürlich nicht verstanden werden. Die Welt, wie er sie ver­steht, ist ein restlos nicht kontrollierbares Hin und Her von chaoti­schen und ordnenden Kräften. Dagegen ist wiederum nichts einzuwen­den. Aber ist damit wirklich mehr ausgesagt als in Heraklits Sinnbil­dern? Ang geht es freilich nicht um kosmologi­sche Spekulation. Mit der Wendung «pluralisti­scher» Dekonstruktion ins Positiv-Realistische ist es ihm, entgegen eigener Beteuerungen, völlig ernst: «In der kapi­talistisch-postmodernen Welt ba­siert das Heterogene nicht auf fundamentalen We­senheiten; es ist eine kontingente Artikulation jenes flüssigen Spiels von Differen­zen (...)»[[155]](#footnote-155) Mit anderen Worten: Das Reich der «Exzessivität des Begeh­rens»[[156]](#footnote-156), der proliferie­renden Differenzen ist mit der Globalisie­rung des Kapitalis­mus gekommen! Das belegt Ang mit dem Beispiel heuti­ger TV-Publi­kumsfor­schung. Solche Untersuchungen seien, so un­ser Autor, von vornherein aus­sichtslose Unterfangen, weil die Sehge­wohnheiten von irreduzibler Hete­roge­nität geworden sind. Das Indivi­duum soll, folgt man dieser Logik, als Konsument immer schon cleverer als die Konsumentenforschung sein. Der Kapitalismus ist also gleichsam durch sich selber bezwungen worden...

Die in unendlicher Zahl vorliegenden Belege für die Falschheit dieser These werden, so ist zu befürchten, Ang nicht ins Wanken bringen. Denn seine These ist letztlich sowenig falsifizierbar wie gnostische Kosmolo­gien. Für jeden Nachweis einer Homogenisierung im «globalen Dorf» wird Ang den Gegenbeleg irgendeiner Mikrodifferenz finden. Das endet in purem Dogmatismus: So kollektiv(istisch) der Konsum auch sein mag – zuletzt kommt immer Pluralität dabei heraus. Die Cultu­ral Studies ver­halten sich hier wie die Mandelbrot’schen Küste. Durch endlose Potenzie­rung der Mikroskopie wird die Küste auch unendlich lang.

Durch diesen Absolutismus der Differenz zersägen sich die Cultural Studies in der Version Angs aber diejenige diagnostische Basis, auf der sie sich sicher fühlen: die alles entscheidende Abhebung der postindus­triellen Gegenwart von vorange­gangenen Zivilisationsformen. Es ist schlechthin kein Kriterium mehr vorhanden, um die Lebenswelt eines mittelalterlichen Schuhmachers als weniger different als diejenige seines postindustriellen «Nachfolgers» zu bestimmen. Auch in jener würden sich, schraubt man die Perspektive nur genug herunter, immer wieder zahllose Differenzen fin­den. Die «Diskursformation» der Cultural Stu­dies, die doch ausgezogen war, die Voreingenommenheiten aus der Kul­turphilosophie zu vertreiben, scheint unter dem Mikroskop immer nur das zu finden, was zu finden sie a priori entschieden hat: Differenzen.

Ein Lieblingswort der Pluralisierungskatechese ist das «Sprachspiel». In einem Angschen Universum ist es evident, dass Sprachspiele nicht nur durch keinen «Metadiskurs» mehr erklärt werden können, sondern auch, dass sie sich nach dem Ableben der Moderne endlos vermehren. Et­was moderater formuliert Bauman: «Das der „Postmoderne” zuge­schriebene Hauptmerkmal ist daher der ewige und irreduzible Pluralis­mus der Kultu­ren (…) oder „Sprachspiele” bzw. das Bewusst­sein eines solchen Pluralis­mus und seine Anerkennung.»[[157]](#footnote-157)

Der Begriff des Sprachspiels geht zurück auf L. Wittgenstein. In den «Philoso­phischen Untersuchungen» weicht das einstige Regelkalkül (des «Tractatus»), im Rahmen dessen bedeutungsvolle Sätze in wahrheitsfunk­tionalen Verknüpfungen von Elementarsätzen analysier­bar sind, einer Auf­fassung des Regelfolgens, das dem Primat der Hand­lung unterliegt. Sprachliches Regelfolgen ist jetzt blinde Be­herrschung einer Technik im Rahmen einer bestimmten Lebensform, nicht Umset­zung nach normativ-deduktiver Massgabe. Sprachspiele sind einerseits unter­schiedliche Hand­lungskontexte, in denen die Worte der natürlichen Sprache ver­wendet werden (grüssen, beten, danken usf.). Zwischen sol­chen Sprachhandlungen besteht, so Wittgenstein, nur eine «Familienähn­lichkeit» – von einer über­geordne­ten Normalform der Sprache kann nicht mehr gesprochen werden.

Sprachspiel nennt Wittgenstein aber auch «das Ganze: der Sprache und der Tä­tigkeiten, mit denen sie verwoben ist (…)»[[158]](#footnote-158) das Sprachspiel. Damit ist also eine «ganze» Sprache (Deutsch, Englisch usw.) gemeint. Eine solche bzw. die Gesamt­heit der in ihr vollzogenen Praktiken nennt Wittgenstein auch «Lebensform». Wel­che Konsequenzen aus den Miszel­len über die «Mannigfaltigkeit der Sprach­spiele»[[159]](#footnote-159) zu ziehen sind, ist noch immer eine umstrittene Frage innerhalb der Witt­genstein-For­schung.

1979 erscheint J.-F. Lyotards epochemachende Auftragsschrift «La con­dition postmoderne», in der ein weiterentwickelter Sprachspielbegriff eine prominente Rolle spielt. Auch für Lyotard steht fest: «Es gibt über­haupt keinen Grund anzu­nehmen, man könne Metapräskriptionen bestimmen, die allen Sprachspielen ge­meinsam wären (…).»[[160]](#footnote-160) Lyotard fasst die Sprach­spiele neunietzscheanisch ago­nistisch auf und appliziert den Begriff so­wohl deskriptiv wie normativ auf die Ge­sellschaft. Diese selber ist hetero­gen verfasst, und das Ziel der Diskussionen haben Dis­sens und «Paralogie» zu sein. Gegen J. Habermasens diskursethischen Forma­lismus wendet Ly­otard ein, dass er immer schon materiale Vorent­scheidungen be­inhaltet, die entweder nicht expliziert oder als formale ausgegeben werden.

In «Der Widerstreit» (frz. 1983) führt Lyotard (in Loslösung Wittgen­steinscher Begrifflichkeit) die ethische Problematik plural verfasster Sprach- und Handlungs­formen weiter aus. Demnach ist Sprache nicht nur an sich, sondern auch in jeder ihrer faktischen Performationen un­gerecht: jedes sprachliche «Fortsetzen» bedingt eine Entscheidung zuun­gunsten an­derer «Satz-Regelsysteme» oder «Diskursfor­men».

Lyotards Entscheidung, Gesellschaft analog zum Modell der Sprache zu denken, ist für die nachmaligen wissenschaftlichen Strömungen folgen­reich. Sie hat zur abstrakten, weil ahistorischen und kapitalismus­vergesse­nen Vorab-These der hy­pertrophen Pluralität beigetragen.

Handkehrum muss berücksichtigt werden, dass es Lyotard um eine Sprachen-Ethik geht. Das Überhandnehmen einer Diskursform wird nicht nur als intellektu­elles Problem oder Eventualität behandelt, son­dern expli­zit festgestellt: Wenn der ökonomische Diskurs zum universa­len Idiom wird, «können die Sätze zu Waren werden»[[161]](#footnote-161). – Diese diskurs­philosophi­sche Warnung vor einer drohenden Homoge­nisierung, die bei Lyotard noch ganz deutlich ausgesprochen wird (und die ihn durchaus in die Nachbarschaft Habermasens rückt), ist in der Grossen Erzäh­lung der stets zunehmenden Heterogenität vollständig untergegan­gen. «Die Vor­herr­schaft der ökonomischen Diskursart über die anderen, kann sich sehr wohl in das Gewand einer emanzipatori­schen Geschichtsphi­losophie kleiden.»[[162]](#footnote-162) Hier anti­zipiert Lyotard nichts weniger als die Ver­heis­sungen des Neolibe­ralismus, die seit den achtzi­ger Jahren verkündet werden und publizistisch in F. Fukuyamas «The End of History and the Last Man» (1992) gipfelt. Der Neoliberalismus zeich­net sich genau dadurch aus, dass er mit ursprünglich von der Lin­ken oder dem Linksli­beralismus besetzten Wörtern operiert, um sozial­staatliche Rückschritte zu legitimieren.[[163]](#footnote-163) Wirtschaftswissenschaft­lich fusst er auf hochgradig bestreitbaren Annahmen, die dennoch erstaun­lich universelle Geltungs­ansprüche anmelden.[[164]](#footnote-164) Zu all dem ist von den deutschsprachigen Cultural Studies[[165]](#footnote-165) und den anderen Zweigen der Gros­sen Erzählung der Differenzierungen und der Komplexität kaum et­was zu erfahren gewesen – oder wenn, dann mit surrealer Verspätung, so dass gewisse theoretische Grossunternehmen faktisch den Geschichts­wissen­schaften einverleibt werden könnten, ohne dass jemand etwas mer­ken würde.

An das Beispiel Lyotards anknüpfend, drängen sich einige Bemerkun­gen zum Verhältnis der Grossen Erzählung der unzähligen Pluralitäten zum französischen Poststrukturalismus auf. Jene übernimmt von diesem nach Belieben Motive, Beg­riffe, Versatzstücke, ist aber nicht mit ihm iden­tisch. Alles kann man den französi­schen Poststrukturalisten nicht anlasten, auch wenn sie einem kaum Argumente gegen die Grosse Ge­schichte des Plura­lismus liefern. Generell kann gesagt werden, dass die Grosse Erzählung poststrukturalistische Versatzstücke zu einer platt-rea­listischen Euphemi­sierung des Bestehenden umfunktioniert. Wohl sind Deleuze und Guattari so weit gegangen, das Gehirn als «Rhizom» zu be­zeichnen.[[166]](#footnote-166) Aber als Mo­tiv bleibt doch die Suche nach einer Individuali­tät, die nicht Exemplar einer Gattung wäre, nach einer «Identität» ohne Negation, einer irreduziblen Vielheit und dem unreglementierte Fluten der Wünsche. «Deterritorialisie­rungen» werden immer wieder von «Reter­ritorialisierungen» bedroht. Die Grossen Pluralisierungs-Erzählun­gen hingegen stehen rhetorisch selbstver­ständlich immer auf der Seite der ersteren – nur sind sie vielleicht selber faktisch eine Reterrito­rialisierung gewor­den: «Es genügt nicht, zu rufen: „Es lebe das Vielfältige” (…).»[[167]](#footnote-167) Wenn in den Texten der Grossen Erzäh­lung etwas «rhizomatisch» genannt wird, würde man es schätzen, wenn konsequent auch die theoretischen Folgen solchen Vorgehens ge­tragen würden.

Ähnlich verhält es sich mit der unumgänglichen und blühenden «De­konstruk­tion». Selten wird klar, ob die durch von Heidegger übernomme­nen «seins»- und metaphysikgeschichtlichen Annahmen ge­teilt werden; wenn ja, wie es sich mit ih­rer Plausibilität verhält; wenn nein, um welche neue Version der Dekonstruktion es sich nun handle.

Bisweilen meint man, durch wilde Kombination Wittgensteinscher «Sprach­spiele» mit Derridas «différance» die gegenwartsdiagnostische These der unkon­trollierbaren und unüberblickbaren Lebens- und Sprach­formen stützen zu können. Aber weder bei Wittgenstein noch bei Derrida werden die eigensinnigen «Sprach­spiele» bzw. die unauslotbare Bedeu­tungsmultiplikation durch die Bewegung der différance mit einer sozialge­schichtlichen Verortung verknüpft. Sprachspiele und die diffé­rance gab es schon immer und taugen deshalb nicht als Modelle, die de­skriptiv über die postfordistische Gesellschaft gestülpt werden könnten.

Foucaults in den achtziger Jahren herausgegebene Bände II und III sei­ner pro­jektierten Genealogie der Sexualität haben als «Rückkehr zum Subjekt» viel Auf­sehen erregt. Darin beschreibt er die antike Sexualethik als eine souveräne Lebens­führung, die wohl eine Ethik kennt, der aber nur emp­fehlenden Charakter zukommt für die Ausarbeitung eines «Kunstwerks» der sexuellen Lebensführung. Diese Ethik wandelt sich im Christentum zu einer Gehorsam erheischenden Moral in Form eines bindenden Regelko­dex.

Foucault verneint verschiedentlich, die antike Ethik als gültiges Mo­dell für die Gegenwart zu behandeln. Zugleich drückt er aber varianten­reich seine Reflexionen zur Schaffung eines neuen, ästhetisierten Selbst­verhält­nisses aus: «Doch warum sollte nicht jeder einzelne aus seinem Leben ein Kunstwerk machen können? (…) anstatt die kreative Aktivität von jeman­dem auf die Art der Beziehung zurückzu­führen, die er zu sich selbst unter­hält, sollte man vielleicht die Beziehung, die er zu sich selbst hat, als krea­tive Aktivität auffassen, die den Kern seiner ethischen Ak­tivität aus­macht.»[[168]](#footnote-168)

Foucaults Gedanken kreisen hier um die Frage, wie sich nach dem Ende der An­erkennung christlicher Kodizes ein Subjekt als sexuelles kon­stituie­ren kann. Dabei plädiert in ausdrücklicher Berufung auf F. Nietzsche (ähn­lich wie J. Beuys) für eine Ästhetisierung der Existenz. Dazu müssen wir uns Foucaults in den siebziger Jahren entwickelte Theo­rie der Macht ver­gegenwärtigen, die von produktiven (statt repres­si­ven) Praktiken und ei­nem schwer verständlichen, die ganze Gesell­schaft durchziehenden Netz ohne Zentrum (oder oben und unten) ausgeht. Ohne die vieldiskutierte Frage, ob Foucault noch Marxianer war oder nicht, wieder auf­zunehmen, ist es sicher richtig, dass er bis heute ein Vordenker für betont lokale und thematisch abgegrenzte «Kämpfe» ist – und dass in diesen Bereichen und «is­sues» durch Nabel­schau und Unterlassen der Bezugnahme auf Politi­sche Ökono­mie zuwei­len theoretisch und politisch ertraglose Kaffeekränz­chen entstanden sind, die sich durch inflationäre Verwendung des Wortes «Diskurs» aus­zeichnen. Aber es ginge zu weit, Foucault wegen seiner spät­philosophi­schen Ästhetik der Existenz der Vorläuferschaft eines Pluralität­saprioris­mus zu bezichtigen, wie ihn etwa J. Mischke vertritt: «Die Unifor­misie­rungstendenzen der Medienriesen arbeiten der Pluralisierung nur schein­bar entgegen. (…) In Wahrheit ist beispielsweise der Kauf ein und derselben Platte durch Millionen von Käufern nur so etwas wie ein Kreu­zungspunkt im n-dimensionalen Raum, ist für den einzelnen Käu­fer von sehr un­terschiedlicher Bedeutung und in verschiedene Lebens­stile einge­bunden. Die Uni­formierung des Tagesgeschmacks hinterlässt längerfristig sehr vielfältige Spuren – letztlich Mosaiksteine in einem Ge­samtgefüge von Differenzierung und Pluralisie­rung.»[[169]](#footnote-169)

Foucault hat auch nicht Schuld, wenn Diederichsen Nietzsches Bestim­mung der Kunst, ohne mit der Wimper zu zucken, auf Konsumwa­ren überträgt: «Dass alles käuflich werden kann, heisst auch, dass alles Käufli­che ebensogut alles andere sein kann.»[[170]](#footnote-170) Ebensowenig ist Foucaults «Ästhe­tik der Existenz» ins Feld zu führen, wenn Niedrig­lohnarbeiten mit seligen Träumereien in Verbindung gebracht wer­den: «Der Nachtjob ver­setzt ihn (den Angestellten; d. V.) in die Welt von Douglas Coupland oder Bret Easton Ellis; Tankstellen und Schnellim­bisse werden eher mit Quentin Tarantino oder David Lynch verbunden als mit Benzingestank und ge­scheiterter Existenz.»[[171]](#footnote-171) Marxianer wie R. Kurz hätten es gar nicht nötig, sicht­lich verärgert von «Foucault- und Baudrillard-Positivisten» zu spre­chen.[[172]](#footnote-172)

Doch wenden wir uns noch einmal näher dem «Sprachspiel» zu. Begrei­fen wir es als «ganze» natürliche Sprache, dann ist der deskriptive Befund (das heisst: nicht die linguale Normativität à la Lyotard) eines Pluralismus purer Zynismus. Noch immer sterben Sprachen aus, und die Ausweitung kapitalistischer Produkti­ons- und Konsumtionsweisen beschleunigen die­sen Prozess.

Fruchtbarer dürfte eine Reflexion über Sprachspiele sein, wenn wir den Begriff in seiner alltäglichen Bedeutung nehmen: das Sprachspiel als spiele­rischer, variie­render, den Standard unterlaufender Umgang mit der Spra­che, als lingua ludens.

Hier müssten sich in unüberblickbarem Umfang Belege für die Plurali­sierungs­these finden. Die erste, ausschliesslich unter der «condition post­moderne» aufge­wachsene Generation ist erwachsen und beginnt, Füh­rungspositionen zu besetzen. Auch wenn diese Generation noch alte, «for­distische» Bewusstseinsanteile mit sich herumträgt[[173]](#footnote-173), fühlt sie sich doch in der behaupteten Vielfalt der Sprach­spiele wie ein Fisch im Was­ser und wird bestrebt sein, diese Vielfalt zu reprodu­zieren. Es müsste, etwa in der Presse, eine unaufhaltsame Vermehrung von Pro­dukten ge­ben, in denen, ähnlich wie im französischen «Canard Enchaîné», jeder Titel ein Sprach­spiel und jeder Artikel eine Stilspiel ist. Wohl müssen die Titel verkauft werden – aber sie könnten sich doch nicht halten, würden sie das ubiqui­täre sprachspielerische Begehren durchwegs reprimieren.

Zur Vergewisserung nehmen wir also nicht Zeitungen mit «traditionel­ler» Le­serschaft zur Hand, sondern Erzeugnisse für urbane, im Tertiärsek­tor arbeitende, dynamische Junge und Junggebliebene – Lektüre von Postfordisten für Postfor­disten: Jugend- und Popmagazine, Lifestyle- und Szenepostillen, Gratiszeitungen und Computerzeitschrif­ten. Und was stel­len wir fest? Die auch in «konventionel­len» Druckme­dien seit Jahrzehnten beobachtbare Tendenz hin zum Parataktischen («Ne­bensatzverbot») und zum Verschwinden von Nuancierungen wird nicht im Geringsten lustvoll unterminiert, sondern zuweilen bis ins Gro­teske gesteigert. Vor allem aber: Es herrscht ein Zwang zur unablässigen Wiederholung englischer oder denglischer Slogans. Hier wird nicht ge­spielt. Vielmehr schwingt das Anglotumb­deutsche sein Zepter. Es ist also unumgänglich, einen längeren Exkurs dem Anglotumbdeutschen, das heisst dem real stattfindenden Ende des Sprachspiels zu widmen:

Wie legitimiert sich der Titel «Anglotumbdeutsch?» In «tumb» hallt die etymo­logische Nähe zu «stumm» und «taub» nach. Die Tumbheit des Anglotumbdeut­schen ist eine Klugheit, die immer weniger sagt und nicht mehr hört. «Täubele» heisst auf Schweizerdeutsch das sture und unver­ständige Insistieren, Quengeln und Toben, dem mit Argumenten nicht mehr beizukommen ist. Nahe daran scheinen dem Autor manche Re­ak­tio­nen zu sein, sobald das Denglische jenseits der pseudo­urbanen Af­fir­mation oder eines plumpen Relativismus zur Sprache gebracht wird.

Zum einen antwortet der Begriff des Anglotumbdeutschen auf die dog­matische Wut, die entbrennt, sobald nur der Anhauch einer pertinen­ten Betrachtung media­ler, ökonomischer, unterhaltungsindustrieller Ter­mino­logie und Rhetorik ansteht. Gleichzeitig hat er die soziokulturellen Motive dieser Wut einzuverleiben und zu durchleuchten. Leider ist das Tabu, über das pure Festhalten und Nachrechnen der sprachlichen Evolu­tion hinaus über die epochalen Konsequenzen, die die Herauf­kunft des Anglotumb­deutschen als dominanter Sprache mit sich bringt, nachzu­denken, gerade unter Germanisten, denen diese Aufgabe zu­käme, verbreitet. Da es einmal einen Sprachpurismus gab, hat Sprachkri­tik überhaupt zu unterbleiben – unbeschadet der Tatsache, dass gerade das Anglotumbdeutsche dem fremdwortja­genden Purismus nicht Hohn spricht, sondern mit ihm die Vertreibung des wie auch immer die Identi­tät mit sich selbst Bedrohenden, sie potentiell Überschrei­tenden, teilt. Der Purismus bewerkstelligt die Hermetik einer herbeikonstruierten Volkssprache. Anglotumbdeutsch be­sorgt die Errichtung eines Univer­sums fixfer­tiger Ausdrücke und Wen­dungen (die im Englischen ihre Ge­schichte haben, im Anglotumbdeutschen aber nicht mehr als gemachte erscheinen und befragt werden dürfen). Was der Purismus, meist erfolg­los, bewirken wollte, geschieht durch das Anglotumbdeutsche in verviel­fachter Wirkung «implizit». Anglotumb­deutsch ge­schieht – verglichen mit dem Purismus – scheinbar subjektlos, «von alleine». Die­ser Schein der Abwesenheit jedes willentlichen Zutuns verleiht dem Anglotumb­deutschen seine Selbstverständlichkeit, seine «Natürlichkeit».

Ganz bewusst zieht der Autor den Ausdruck «Anglotumbdeutsch» dem üblichen Titel «Denglisch» vor. Denn dieser ist insofern etwas kom­promit­tiert, als in der Zeit seiner Entstehung das, was sprachlich vor sich geht, kaum reflektiert wurde, oder die Verbreitung kontrafaktischer Diag­nosen (Diversität, Slang, Multikulti etc.) gar zur Verfestigung des tabuisierenden Fortifikationssystems beitrug. Vol­lends unbrauchbar ist sicherlich der Ausdruck «Neudeutsch», der Bewegung und Dynamik sug­geriert, wo doch normalisierende Einschränkung und Statik vorliegt. Das vermeintliche Neudeutsche erneuert und erzeugt nicht nur nichts, sondern steckt die Sprache in den Zwinger der Repetition vorgefertigter (überwiegend un­ter­haltungsindustrieller) Phrasen. Wenn denn etwas neu ist an der «neudeut­schen» Phraseologie, dann das Tempo und die Lückenlosigkeit, die ihre Durchherrschung sämtlicher sozioökonomi­scher Bereiche auszeichnen. Das Gewaltige dieses Vor­gangs steht in ebenso einmaligem Widerspruch zum hilflosen oder gewollten Schwei­gen der Intellektuellen.[[174]](#footnote-174) Ist «Anglotumb­deutsch» als polemischer Be­griff zu werten, dann insofern, als er der Not­wendigkeit erwächst, ein kol­lektives Beschweigen, einen heillosen Konsens aufzubrechen, der darin konformiert, dass keinesfalls polemisiert werden darf. [[175]](#footnote-175)

Welche Lähmungen und Tabuisierungen das Sprachbewusstsein im deutsch­sprachigen Raum erfasst haben, enthüllt sich an den Massnah­men und Stellung­nahmen von Instanzen und Institutionen, bei denen ein sol­ches Bewusstsein doch am ehesten zu Hause sein müsste. Recht­schreibre­former sehen Fortschritt und Ko­härenz darin, «Portmonnee» statt «Porte­monnaie», «Spagetti» statt «Spaghetti» und «Butike» für «Bou­tique» zu schreiben. Ihre Gegner, nicht minder immun ge­gen das Gewärtige der wirklichen Herausforderung, die der Triumph des Anglo­tumbdeutschen darstellt, bangen angesichts der Reform um die «Zu­kunft der Schriftspra­che». Unter den «Unwörtern», die ein Gremium seit mehreren Jahren se­lektioniert, figurieren «Menschenmaterial», «Wohlstandsmüll», «Beleg­schafts­altlasten» sowie «Ich-AG» – alles Indi­zes objektiver Verhältnisse, ob beabsichtigte oder nicht. Sie sprechen die Inhumanität wenigstens unver­blümt aus und bringen die ihnen zugehö­rige Zeit wahrlich «auf Begriffe». Sie exponieren sich, im Gegen­satz zur anglotumbdeutschen Plastikfloskel, die «sexy» daherkommt, aber haupt­sächlich euphemisiert. Vollends unver­ständlich schliesslich, wieso «intelli­gentes Waffensystem» ein Unwort sein soll – es sei denn, Intelli­genz dürfe nur dem Hu­manismus zustehen. Im deutschsprachigen Raum zerbricht man sich also den Kopf über Sprachver­führungskünste, die skandalöserweise Intelligenz in ein Waffen­system hin­einreden. Das Naheste aber, die in unvergleichlichem Tempo vor sich ge­hende Durchset­zung des Anglotumbdeutschen, ist kaum angedacht.[[176]](#footnote-176)

Eine der treffendsten und wegweisenden Beschreibungen der Sprach­entwick­lung in industriell-postindustriellen Gesellschaften (der Begriff «spätkapitalis­tisch» wirkt aus heutiger Sicht eher folkloristisch) bietet H. Marcuse im «Eindi­mensionalen Menschen». Das Kapitel über die «Absper­rung des Universums der Rede» stellt die Ergänzung zu Ador­nos Text zum schwülstigen, rationalisierungs­kompensatorischen «Jargon der Eigentlich­keit» dar.

Marcuses Bestandaufnahme der Entwicklungstendenzen des Amerikani­schen nach dem Zweiten Weltkrieg liest sich wie eine nahezu lückenlose Vorwegnahme der Charakteristiken des Denglischen, so wie es sich im frü­hen 21. Jahrhundert als zeitgemässe Form herrschaftlicher Sprache darbie­tet und durchsetzt: die Abnahme der «Spannung zwi­schen Denken und Wirklichkeit»; der Angriff auf «transzen­dente, kriti­sche Begriffe»; die Durchdringung der Sprache durch «magische, auto­ritäre und rituelle Ele­mente»[[177]](#footnote-177); die Verwandlung des Wortes in ein «Cli­ché»[[178]](#footnote-178); tautologische Sätze, die durch Einhämmerung den «Geist des Empfängers» in den «von der Formel verordneten Umkreis von Bedingun­gen» einschliesst[[179]](#footnote-179); die har­monisierende «Syntax der Abkür­zung», ihre hypnotische Wirkung und ihr «An­strich falscher Vertraulich­keit»[[180]](#footnote-180); Personalisierung durch einschmel­zende Bindestrichkonstruktio­nen und Abkürzungen; die «Unterdrückung der Ge­schichte»[[181]](#footnote-181); das Ende von Rede und Diskussion zugunsten des pu­ren Ausspre­chens von Tatsachen; die «falsche Konkretheit»[[182]](#footnote-182).

Wäre die Untersuchung der Gestalt, des Funktionierens und der Wir­kung des Denglischen somit nur eine Fussnote dessen, was Marcuse in den 1960er Jahren zum Amerikanischen festhielt? Ist, was heute mit dem Deut­schen passiert, nur eine zeitlich verschobene Wiederholung dessen, was mit dem Amerikanischen bereits geschah? Keinesfalls. Das Ameri­ka­nische mag sich noch so sehr in Richtung eines Universums aus trend- und ver­waltungsnormierten Wortfetischen entwickeln – diese seine Ent­wicklung vollzieht sich doch im eigenen Medium, mit eigenen Mitteln, kann mit dem bisherigen «Stand» der Sprache gemessen, mit dem gan­zen Fundus ver­gangener oder noch existierender sprachlicher Nuancen und Verwen­dun­gen konfrontiert werden. Den Deutsch spre­chenden Jargon der Eigentlich­keit vermochte Adorno plausibel der har­monisie­renden Bigotterie zu über­führen, weil er ihn mit dem gesell­schaft­lichen Entwicklungsstand Nach­kriegsdeutschlands und der Re­flexion und Sprach­lichkeit, die dieser Stand erheischte, konfrontieren konnte. Der Jargon der Eigentlichkeit war analy­sierbar und kritisierbar, weil er aus dem überlieferten Sprachmaterial, aus den über Jahrhunderte abge­la­gerten Sedi­menten schöpfte. Die Hohlheit der «Begegnung» und des «Gesprächs» im Jargon der Eigentlichkeit wurde herausgearbeitet, weil sie sich angesichts der gewachse­nen Begriffe von Gespräch und Be­geg­nung offenbaren konnte. Eigentlich stiess Adorno, was bereits im Fal­len war. Das «Gespräch» blamiert sich, wenn es zu ei­ner gänzlich vorfor­ma­tierten Veranstaltung herabsinkt, die alles Unvorherge­sehene verun­mö­glicht. Die Degradation eines derartigen «Gesprächs» wird sozusagen dann offenkundig, wenn es mit dem eigenen Begriff ins Ge­spräch kommt.

Solche «Selbstgespräche» werden im Anglotumbdeutschen, das die Sprache in einen katatonischen Zustand versetzt, von Geschichtslosig­keit und Begrifflosigkeit überfahren. Als Beleg diene das «Event» des deutsch­sprachigen Raums. Ein prag­matisches Konnotationsargument könnte dem Wort einen einigermassen sinnvol­len Platz zuweisen: Der «Anlass» wird vielleicht als zu schwach, die «Veranstal­tung» als ernst und schwer, das «Ereignis» aber als semantisch nicht treffend und zu be­deutungsschwanger empfunden. Faktisch aber wird das «Event» längst für den futilsten Anlass verwendet. Es schmilzt nicht in einem langwieri­gen Prozess in die Sprache ein, es koexistiert nicht mit dem bereits Vor­handenen, sondern ver­drängt es schlichtweg. Das Begriffliche geht ihm völlig ab, so dass es im anglo­tumb­deutschen Kontext gar nicht kritisch mit sich selber konfrontiert werden kann. Von Beginn weg war es ein fix­fertiges Ding, ein Wortfetisch, eine toughe Parole. Schwerlich kann über das Fetischartige von Worten im Me­dium von Wortdingern aufgeklärt werden. Wo nur noch Slogans sprechen, kann der Slogan nicht mehr emp­funden und objektiviert werden.

Einen entscheidenden Wink, weshalb die Entwicklung des Amerikani­schen nicht mit der gegenwärtigen des Deutschen konvergiert, gibt uns Marcuse selber. Er beobachtet für das damalige Amerikanische, wie «die Volkssprache (...) die of­fizielle und halboffizielle Redeweise mit boshaf­tem und herausforderndem Hu­mor» treffe. – «Slang und Umgangsspra­che sind selten so schöpferisch gewesen. Es ist, als setzte der einfache Mann (...) in seiner Sprechweise seine Humanität ge­gen die bestehenden Mächte durch, als brächen Ablehnung und Revolte, nieder­gehalten im politischen Bereich, in einem Vokabular hervor, das die Dinge bei ih­rem Namen nennt (...)»[[183]](#footnote-183).

Genau darin besteht die Differenz, die eine ums Ganze ist: Die anglo­tumb­deutschspezifische Anglisierung alimentiert die vorhandene Spra­che zwar mit neuen Wörtern und Wendungen, doch fördert sie damit nicht Bewegung und Inno­vation, sondern eine Art Verkalkung. Das Anglotumb­deutsche setzt sich an die Stelle einstiger sprachlicher Unbere­chenbarkei­ten. Es gehört fast ausschliesslich dem an, was Mar­cuse die «offizielle und halboffizielle Redeweise»[[184]](#footnote-184) nennt, weil sie aus der Werbung, der Unterhal­tungsindustrie, dem Vokabular von Manage­ment und Public Relations stammt, nimmt aber zugleich den Raum der «populären» Sprache ein. Sie übernimmt die «Funktion» von Slang und populärer Sprache, ist aber fak­tisch weder Slang noch populäre Erfin­dung. In dem Masse, wie sich Anglotumbdeutsch durchsetzt, schwindet mithin der Raum sprachlicher Unwäg­barkeiten: Bedeutungsverschie­bun­gen, Metonymien, Auftauchen neuer Wendun­gen, Abkürzungen, expandierende Regionalismen usw. usf. Anglotumb­deutsch spricht das Todesurteil über den Slang, der von diesem Raum des sprachlich Unbe­rechenbaren lebt, und betreibt die Überführung der «populären», lebensweltlichen Sprache in einen sklerotischen, stati­schen Zustand – eine Entwicklung, die zwangsläufig in einem Schwund des Facetten­reichtums der «natürlichen» Sprache endet.

Daher die irreduzible Differenz zum Amerikanischen. Anglotumb­deutsch ist keine Sprache mehr, in der noch etwas Nennenswertes wach­sen, sich ereignen kann, denn in ihm bricht sich die mechanische, unilate­rale Übernahme und Imita­tion präformierter Muster und Floskeln Bahn, auf Kosten des aus dem «eigenen» Fundus Geschöpften. Anglotumb­deutsch ist sprachlich geronnene Heteronomie. Eine Prog­nose, welche Gestalt(en) das Amerikanische in 50 Jahren angenommen haben wird, ist schier unmöglich. Hingegen ist ein solcher Versuch für das Anglotumb­deutsche sehr wohl machbar. Es genügt hierfür, die Ent­wicklung der ver­gangenen Jahrzehnte zu extrapolieren, unter Berücksich­tigung der Akzele­ration der Anglisierung. Die Zeit der multi­lingualen Anschwemmungen, die Hunderte Wörter aus dem Arabi­schen, dem Französischen, dem Italie­nischen, dem Jiddi­schen, dem Russi­schen usw. usf. importierten, weicht unwiederbringlich einem mono­lingualen Highway. Mit der ganzen Wucht seiner lärmenden Eintö­nigkeit offenbart dieser Einbahnverkehr, wie abge­droschen die postmo­dernistische Rede von der patchworkartigen Kontin­genz geworden ist.

Aus dem Gesagten sollte hinreichend klar geworden sein, dass weder ein «Anti­amerikanismus» noch eine «Anglophobie» die Auseinanderset­zung mit dem Anglotumbdeutschen kontaminiert oder gar motiviert. Höchstens müsste von «Antieuropäismus» die Rede sein. Doch all dies sind in vorlie­gendem Zusammen­hang nur Schlagwörter, die eine tabu­freie Gegenwarts­diagnostik diffamieren wol­len. Neuerdings bedienen sich in Deutschland oft genug selbsternannte Erben und Verwalter der älteren kritischen Theo­rie solcher Totschlagworte. Diese Interpreten pfle­gen einen Umgang mit Adorno, der vielleicht schlimmer als unverstän­dige, prinzipielle Ableh­nung ist. Adorno kommt als eine Art liberaler Philosoph heraus, der in den USA die Demokratie entdeckte, mit deren Erhaltung er in Deutschland da­nach hauptsächlich beschäftigt war. In dieser Lesart verkürzt sich negative Dia­lektik auf Antisemitismusfor­schung, oder, ästhetizistisch, auf den Legi­timations­diskurs für die Bil­dung von ästhetischen Lebensverbringungsre­servaten, während die un­liebsamen politischen und soziologischen Anteile als unmöglich aktualisier­bare, weil einer vergangenen Epoche verhaftete Diagnosen entsorgt werden. Die störenden kulturkritischen Reflexionen ihrerseits werden einem spezifischen deut­schen Kulturkonservatismus an­gelastet und zum Verschwinden gebracht. Gegen­wärtig erreicht diese Ver­dre­hung älterer kritischer Theorie ihren Gipfel. Mit dem Alibi der Bekämp­fung des «Antiamerikanismus» stutzt man Adorno zum Funktio­när des Bestehenden zurecht.

Zurück aber zum Befund der Auflösung slangartiger oder «populä­rer» Sprach­bewegung im Anglotumbdeutschen. Weder «beauty» noch «tough», weder «turn­table» noch «cool» sind Slang. Entweder wird hier ein deut­sches Wort durch ein englisches ersetzt, ohne dass die geringste zusätzliche Konnotation entstünde, oder es handelt sich schlicht um die Übernahme englischer Ausdrücke, die womöglich einmal Slangcharak­ter hatten, in den angelsächsischen Ländern aber längst zum «populä­ren» oder Standard-Re­pertoire gehören.

Kaum besser steht es um die Imitation von Spielereien wie «2» für «to», «4» für «for» etc., oder die End-«z» in «boyz» oder «kidz». So span­nend das Erfinden und die Form und Geschwindigkeit der Verbreitung solcher No­vitäten im angelsächsi­schen Sprachraum selber auch ist – ihre Anwendung im deutschen Sprachraum ist doch nur dröge Papageierei und Anbiede­rung, die gegenwärtige, poppig-reklame­sprachliche Vari­ante der Sprach­künste von Molières Bourgeois Gentilhomme, der für diese Phänomene pa­radigmatischen Figur. Anglotumbdeutsch sprechen heisst: die wider­standslose Übernahme des durchkommerzialisierten und windschlüpfri­gen Jargons in der Überzeugung, noch etwas Besonde­res zu sein. Man spielt den Angelsachsen und ist, ein Leben lang auf die nächste Ladung (meist unterhal­tungsindustriell vorgefilterter) englischer Wörter zum Re­petieren wartend, doch eigentlich ein armer Tropf und Bauchredner.

Anglotumbdeutsch ist die Sprache des kodifizierten Nicht-Ereignisses – deshalb spricht es von «Event», selbst wenn es nur um die Präsentation der Frühlingskol­lektion in einem Brillengeschäft geht. Die anglotumbdeut­sche Parole ist im Gegen­satz zu vielen Fremdwörtern (um den Begriff im Sinne Adornos wieder aufzuneh­men) kaum mehr «Träger subjektiver Gehalte: der Nuancen»[[185]](#footnote-185). Von der begriffli­chen Uni­versalität der Fremdwörter bleibt allenfalls die quantifizierbare globalisti­sche Universalität, fast welt­weit verstanden zu werden. Wer «Poetry» oder «Singing Pastor» sagen muss, gewinnt nicht den Hauch eines begrifflichen Mehrwerts oder einer Nuance. Das «Fremdsein» des Anglotumbdeutschen ist, bis auf Ausnah­men, die legitimerweise als Fremdwörter in der Adornoschen Notion gel­ten können, nur ein abstrak­tes Faktum. Die Omnipräsenz des Anglotumb­deut­schen ist Folge der Notwendigkeit, in einer verdinglichten Kommuni­kationskultur mög­lichst Wirkung zu erzielen, ohne gesellschaftlich oder kulturell das ge­ringste Risiko einzugehen.

Der Begriff des Anglotumbdeutschen opponiert als offen polemischer gegen die Beschweigung eines epochalen Vorgangs. Zugleich impliziert er die These, dass mit dem Überhandnehmen des Sprüchehaften und Para­digmatischen gegenüber dem Verbinden und Konstruieren, dem Syntag­matischen, eine Erodierung des Sin­nes für Nuancen einhergeht, für Diffe­renzierung überhaupt – eine Erodierung, die nicht nur das ästheti­sche Vermögen (das «Gehör»), sondern auch die Fähigkeit zur ak­kuraten Be­schreibung von Sachverhalten, zuletzt basale kategoriale und seman­tische Operationen untergräbt. Wenngleich die Beobachtung die­ses Phänomens nicht neu ist und es der Tendenz nach nicht des Anglisie­rungs-Sukkurses bedurft hätte, bringt die Ausschliesslichkeit paradig­mati­schen Ausdrucks im Anglotumb­deutschen doch einen bruta­len Schub ins Spiel.

Ein Erlebnis, das diese Eigenschaft des Denglischen dokumentiert, hatte der Autor, als er auf der Empore einer Turnhalle in Zürich das Ge­schehen auf dem Feld beobachtete. Eine Gruppe von etwa zehn Teilneh­mern exer­zierte, synchroni­siert durch Musik und Trainer, eine Tanzform, die pha­senweise in reine Ertüchti­gungsübungen überzugehen schien. Der Leiter rief die Anweisungen ausschliess­lich auf Englisch, was inso­fern verständ­lich ist, als Deutschkenntnisse in der Deut­schen Schweiz zwar von Asy­lanten und Einbürgerungswilligen, aber nicht unbe­dingt von der zukünfti­gen Elite verlangt werden.

Es wurde eine kurze Pause für einen Musikwechsel ausgerufen, wäh­rend der die meisten Sportler an Ort weitermarschierten – ein Bild, das selbst dem passionierten Beobachter von Sport- und Tanzbewegungen ewig in Erinnerung bleiben wird.

Nach dem CD-Wechsel rief der Trainer: «How are you?!» Worauf ei­nige Sport­tänzer erwiderten: «Yes! Yesss!» – Nicht etwa: «Fine, how are you?», oder «Danke für die Nachfrage, ich kann nicht klagen!», sondern «Yesssss!!!»

Der Hinweis auf den hohen Puls und Endorphinspiegel der bewuss­ten Teilneh­mer wird argumentativ nicht genügen, die Evidenz eines Phäno­mens anzuzweifeln, das auf bedenkliche Weise unterschätzt wird – frap­panterweise in einer Epoche, der jede Kannenhenkelform Anlass zur äs­thetischen Selbstverortung wird. In Wahrheit drängt sich der Feti­schismus des anglotumbdeutschen Worts dem Sub­jekt dermassen gewalt­sam auf, dass selbst der Verweis auf die «Popularität», «Ju­gendlich­keit» oder Kom­merzialisierbarkeit eine Rationalisierung gewor­den ist. Wenn die Parfum­werbung «Fragrance», obwohl nur von einer Minderheit der Konsumenten verstanden, verwendet, wird offenkundig, wie brüchig der «Prag­matis­mus» längst geworden ist, auf den sich doch gerade die begeisterten Parti­sanen des Denglischen am liebsten berufen. Umso bitterer, umso ge­fährlicher für die kommende anglotumbdeutsche Zivilisation, wenn sie sich nicht einmal mehr in einer binnenkapitalis­tisch verlässlichen Sprache verständigen kann, sondern jeden angelsächsi­schen Brosamen empfängt und den Konsumenten verkauft, als wäre es eine Hostie.[[186]](#footnote-186)

Im Jahre 2000 verbrachte der Autor einige Tage in Hamburg, wo er sich im bahnhofsnahen Quartier St. Georg eine Unterkunft suchte. Un­weit der Pension stiess er auf einen Platz, wo sich zwei Restaurants befan­den, die «Zum Frühaufste­her» und «Zum Spätheimkehrer» hies­sen. Wer im selben Jahr sich im Bahnhofre­vier Zürichs umsah, fand zwei Lokale vor mit den Namen «Stars» und «News». Im Hamburger Fall sind die augenzwinkern­den Namen Elemente des Gesamtein­drucks, den ein städtischer Platz auf Passanten macht, gemeinsam mit der Ge­räusch­kulisse, der Gestaltung des Gevierts, der Hausarchitektur usw. Im zwei­ten Fall geht es gar nicht mehr um Eindrücke in ihrer Unverwechselbar­keit, um städti­schen Eigensinn. Die Lokale könnten, so ist zu befürchten, gerade so gut «Stripes» und «Top Story» heissen – kaum jemand würde davon Notiz nehmen, da Bezeich­nungen und der Sinn für sprachliche Lächerlichkeit offensichtlich nicht zur Kon­stitution der designten perso­nal oder corporate identity gehören. Im Gegenteil: der Stolz neuer Urbani­tät scheint gerade in der Wiederholung der üblichen zwei Dut­zend denglischer Parolen zu bestehen, die sermon­artig immer und im­mer wieder reproduziert werden.

Die reduktive Wirkung mechanischer Übernahmen anglotumbdeut­scher Patterns scheint an einem weiteren Beispiel auf. Im Jahr 2002 geriet der Schweizer Bot­schafter in Berlin in die Schlagzeilen eines Boulevardme­di­ums, das Fotos zu einer angeblichen ausserehelichen Af­färe veröffentlichte. Die zuständigen eidgenössi­schen Instanzen in Bern riefen den Ambassador zurück, was eine grenzenüber­schreitende Diskus­sion über den Boulevard­journalismus und die Rolle von Bot­schaf­tern nach sich zog. In einem sonntäglichen sogenannten «Talk» eines Zür­cher Privatfernsehens wurde der Anglegenheit rund eine halbe Stunde gewidmet. In dieser Diskussion wurde beharrlich und geradezu zwanghaft der Ausdruck «Story» verwen­det. Dies führte zur völligen Aufhebung der Differenzierung dessen, was unter «Story» allenfalls be­fasst werden könnte, nämlich

* der oder die Enthüllungsartikel der Zeitung
* die allfällige aussereheliche Affäre des Botschafters
* die folgende «Staatsaffäre» mitsamt den Interventionen Einfluss neh­mender Politiker, Funktionäre, Verleger, Journalisten etc.

Es ist den «Talkern» jener Sendung kaum vorzuwerfen, der Coolsein­zwang, «Story» zu sagen, hätte bei ihnen zu einer Trübung in der Unter­scheidung der drei erwähnten Sachverhalte bewirkt. Sie selber waren bes­tens informiert. Zweifelhaft ist aber, ob ihnen jederzeit klar war, wor­über der Mit-«Talker» jeweils sprach. Auf jeden Fall war die Diskussion für die Zuschauer, denen vor lauter «Stories» der Kopf schwirrte, nicht von ge­ringstem Wert.[[187]](#footnote-187)

Das Schneidig-Schneidende des coolen Ausdrucks «Story» ermöglicht den Dis­kutierenden das Einnehmen einer alles im Griff habenden Me­dienmanager-Atti­tüde, die den Zeitungsartikel etwa schon gar nicht mehr in Sprache und Gehalt be­trachten muss, sondern von vornherein als for­matierte «Geschichte», geschrieben mit wenig hehren Absichten, entlarvt. Genau hier aber liegt das Problem. Die Inan­spruchnahme des Journalis­tenjargons, in dem Texte gerne als Story bezeichnet werden, ver­hindert, was sie zu sein vorgibt, nämlich die Analyse journalistischer Praktiken. Das Übernehmen des internen Jargons, der selber nur Ab­klatsch der «professi­onellen» Sprache in angelsächsischen Ländern ist, ist zur Objektivierung von Produktionsmechanismen und Produkten gänzlich ungeeignet. Adorno hatte dies in seinen Beiträgen zum Jazz (die doch durch alle Lager hindurch als völlig misslungen gelten) bezüg­lich der Sprache von Adepten des Jazz angemerkt.

Die «Story» steht paradigmatisch für das antagonistische Verhältnis, in dem das anglotumbdeutsche zum «Fremd»-Wort steht. Anglotumb­deutsch ist ein hinzu­nehmendes Sprachhandling, das den Kitt mischt gegen die «Einbruchstellen er­kennenden Bewusstseins und erhellter Wahrheit», als welche Adorno Fremdwörter emphatisch charakterisierte. In diesem Idiom gibt es nichts mehr zu befragen – in ihm wird komman­diert oder akzep­tiert. Die Spannung zwischen den Sphären der «lebens­weltlichen» Sprache und den Fremdwörtern, auf deren produktive Entla­dung Adorno noch hoffte, verflüchtigt sich zugunsten einer Syn­these des Schlimmsten, die leblose Naturwüchsigkeit mit begriffsloser Artifizialität ver­schmilzt. Die Heteronomie der steif-erregten Hinnahme vorgesetzter Floskeln pro­duziert einen Logos, der so zwanghaft ist und ohne Rest aufgeht wie eine mathe­matische Formel, gerade dadurch aber jederzeit besinnungslos alogisch (oder bes­ser: a-empirisch), unkohärent werden kann.

Ein Squash-Center zum Beispiel wirbt mit dem Spruch «Fit, Fun und Spiel mit Squash». Hier macht sich das «Spiel» in Bezug auf Squash zum tautologischen Narren. Bemerkenswerter aber ist, wie die Intuition verlo­renging, dass isolierte Adjektive oder Adverbien in Titeln nicht mit Sub­stantiven vermengt werden soll­ten. Hätte die Werbung nur Tumb­deutsch statt Anglotumbdeutsch formuliert, wäre die «Kontamination» sicher auf­gefallen: «Glücklich, Schönheit und Spass mit der Jauchekur» – das wäre ins Auge gesprungen. Es ist zu vermuten, dass sich besag­ter Slogan vom Spruch «Fit for Fun» inspirieren liess – exemplarisch dafür, wie sich im Anglotumbdeutschen die flexible «Operationalisierung» des Sprachmateri­als auflöst zugunsten einer rigiden Deklamation erratischer Blöcke, die kontext- und weltlos dastehen.

Ein Wochenendanlass mit Discos, Bars etc. in einem verlorenen Täl­chen der Schweizer Provinz, wo der Anteil Anglophoner (im Sinne von «native speakers») nicht einmal im Promillebereich liegt, heisst «Soluti­ons of Esca­pology». Es ist be­merkenswert, dass Termini, die in Gefilden, wo die anti­intellektuelle Abneigung gegen Fremdwörter stark verwur­zelt ist, kein Aufsehen mehr erregen, sobald sie englisch daherkommen – der beste Be­leg für die aerodynamische Problemlosigkeit des Anglotumb­deutschen. Der Kult des «Toughen» und «Coolen», von dem das Anglotumbdeutsche unter anderem lebt, wird in besagter Festüber­schrift bis zum Grotesken getrieben. Ob sie mit «Eskapologie-Lösungen» oder mit «Lösungen der Weltfluchtlehre» oder anders übersetzt wird, ist einerlei. Mit dem Titel as­soziieren wir eine Informatik- oder Esoterik­messe, niemals aber ein Fest. Anglotumbdeutsch bricht sich Bahn bis zum Verlust jeglicher Pragmatizi­tät. Das Zwanghafte des Co­des ver­schmilzt mit Beliebigkeit.

Wenn alles nur noch auf eine Weise gesagt werden kann, in ichloser, re­flexhaf­ter Bewusstlosigkeit, so kann es sehr gut auch ganz beliebig ge­sagt werden. Anglotumbdeutsch ähnelt einem Billardspiel, in dem Optio­nen und Techniken, die den Reiz des Spiels erst ausmachen (Banden­kombinati­onen, Effets etc.) untersagt sind, zugleich aber mitten im Spiel Regeln will­kürlich geändert werden. Das Spiel wird seiner Kom­plexität und Polyva­lenz beraubt, ohne dass es deswegen an «Strin­genz» gewönne. Etwas Drit­tes, Neues, etwa den kreolischen Sprachen Ver­gleichbares zu generieren ist das Spiel nicht imstande.[[188]](#footnote-188) Bastardisie­rung, Kreolisie­rung sind Ausdruck unkontrollierbaren Lebens. Anglo­tumbdeutsch, das Medium des Logozids, ist angewandte Purifizierung und Normierung – tote Sprachlichkeit.

Vom «Kind» trennt das (der?) «Kid» nur ein Laut oder Phonem. Wie also erklärt sich der «Kinder»-Rückgang?

Ein gewichtiger Vorteil des «Kids» ist offenbar, dass er sich über das Kindesal­ter hinaussstreckt. Ein 18-Jähriger ist wohl das Kind einer Mut­ter, aber kein Kind tout court mehr. Er lässt sich von Medien und Eltern das «Kid» gefallen, nicht aber das «Kind». «Kid» vermag die Differenzie­rung «Kind» /«Jugendlicher» zu sistie­ren, zumindest zu absorbieren. Dies hat mit dem binnenanglophonen Verständnis des Wortes zu tun und ist ein Mehr und Weniger zugleich. Hätte dieses Zusam­mennehmen allein die Durchsetzung von «Kid» im Anglotumbdeutschen ermög­licht? Kaum.

Den Erfolg eines Wortes im Anglotumbdeutschen mit einem Aspekt, ei­nem Vorteil, einer unübersetzbaren Konnotation zu erklären, mag manch­mal treffend sein. Solche Erklärungen nehmen gerne den Ton des Weltge­wandten und Aufge­klärten an. Meist aber sind sie reduktio­nistisch und praxisfremd wie nur etwas. Als nachträgliche Legitimatio­nen sind sie mit­unter regelrechte linguistische Rationali­sierungen und Zirkelschlüsse. Der «Analyst» soll berechtigt sein, eben weil er in ande­ren Branchen tätig ist als allfällige Analytiker.

Es muss der Nimbus, die Aura empfunden und erfahren werden, die das «Kid« umgibt – aber auch, was er verliert, wenn er vom Englischen ins Anglotumbdeut­sche übersetzt. Er erleidet eine Desedimentierung. Er ver­liert die Erinnerung. Ge­rade der sachliche, Objektivität suggerierende Un­terton der Begriffe «Jugend» und «Jugendliche» verwahrt (im eigent­li­chen Sinne) die uneingelösten, irreduziblen, nie restlos artikulierba­ren Anders­heiten und Hoffnungen der Pubertät. Als Dese­dimentierung des «Kindes» ist die Verwendung von «Kid» auch eine Am­putation des Sozialen. Wenig mehr erinnert beim anglotumbdeut­schen «Kid» an die (reale oder kon­struierte) Geschichte und Wirklichkeit des real existie­renden Referenten «Kind». Selbst dass die anglotumb­deutsch vermittelte Zivilisation eine ge­treue Kopie der angelsächsischen werden könnte, ist illusionär, denn den englischen Wörtern des Anglo­tumbdeutschen fehlt der Niederschlag, das Sediment jahrhun­dertelanger Geschichte.

Das Slanghafte des Ausdrucks «cool» entstand genau in dem Moment, als dem Wort die übliche Bedeutung genommen wurde und es zum posi­tiv wertenden All­zweckwort mutierte. Sein Eigentümliches besteht in der Spannung zwischen der Bedeutung in der Standardsprache und derjenigen nach dem Transformationsakt, aber auch in der Umkehrung des für diesen Zweck näherliegenden «hot». Davon ist in der Über­nahme des Ausdrucks durch Nicht-«native speakers» kaum mehr etwas zu spüren. Sie ist im we­sentlichen Imitation von Lauten – es könnten gera­desogut andere sein. Das verwandelte «cool» hat in angelsächsi­schen Ländern eine soziale und sprachliche Geschichte. Im deutschen Sprachraum hat sie kaum mehr als die Geschichte eines Sekundärpro­zes­ses, der mit ab- oder zunehmender Unter­haltungsindust­riegläubig­keit schon fast erschöpfend beschrieben ist. Darin besteht wahrscheinlich die Faszination des anglotumbdeutschen Wortes: Es erlaubt, sozial und historisch Determiniertes in mühelos Kon­sumfähiges zu transformieren.

Daraus wird verständlich, wieso dem Anglotumbdeutschen so wenig Gegenwehr erwächst und dass es sogar ohne viel Aufsehen aufoktroy­iert werden kann. Dies musste jener Angestellte einer Bank erfahren, der sich gegenüber einer Besucher­delegation ungeschickterweise als «Buch­halter» vorstellte. Sein Vorgesetzter sei nach der Verabschiedung des Be­suchs wie von einer Tarantel gestochen zu ihm zurückgeeilt und habe mit Sanktionen gedroht, falls sich Buchhalter sich fortan nicht mit «Ac­counter» vorstelle.

Die beschriebene Entwicklung wirft in aller Dringlichkeit eine ganze Reihe von Fragen auf. Wie zum Beispiel ist zeitgemässe deutsche Litera­tur möglich? – «Als sie checkte, dass er an der Chillout-Election nicht für sie gevotet hatte, wurde sie crazy, slamte ihr Bike an seinen Body und rief: „You Jackass!“ Es konnte ihm nur noch darum gehen, sie zum Rela­xen zu bringen, und er antwortete cool: „Easy, easy“.»

Es könnte vorgebracht werden, solch ein Beispiel sei Unfug, so «angli­siert» werde niemand schreiben, schon gar kein Schriftsteller. Was den Anglisierungs­grad anbelangt, so gibt es angesichts seines exponentiellen Fortschreitens nicht den geringsten Grund, diesen Ausschnitt einer hypo­thetischen Erzählung als prin­zipiell unmöglich abzuqualifizieren. Sämtli­che Wörter des Ausschnitts sind in Gebrauch («Slamen» als sub­stantivier­tes Verb von «Slam» in: «Poetry Slam»).

Ein weiterer Einwand könnte lauten, gute Schriftsteller würden auf kei­nen Fall so banal schreiben, solcher Stil werde ewig der minderen oder Dreigroschenlitera­tur vorbehalten bleiben. Vielleicht, vielleicht auch nicht...

Völlig unplausibel ist die abwiegelnde Reaktion, Anglotumbdeutsch werde in gewisse kulturelle Sphären, darunter eben die Literatur, gar nie vordringen. Ein solches argumentatives Narkotikum, das sämtlichen Be­funden Hohn spricht, ist nur im Rahmen eines grobschlächtigen Dualis­mus, einer Zweisprachentheorie, möglich, wonach ganz bestimmte akade­mische und kulturelle Diskursformen sich ihre Sprachlichkeit na­hezu au­tonom erhalten und weiterbilden könnten. Die Spra­che der deut­schen Lite­ratur würde sich kontinuierlich von der «real existierenden» (nämlich dannzumal anglotumbdeutschen) entfernen, was langfristig einen umwer­fend komischen Effekt hätte.

Keine Abwiegelung, keine Beruhigungsstrategie führt somit an der Frage vor­bei:

Welchen «Sinn» hat deutsche Literatur noch, wenn nicht den einzig ver­bliebe­nen, nämlich denjenigen der ästhetischen Vergegenwärtigung und Bewusstma­chung, des Ins-Werk-Setzens, der verfremdenden Mon­tage der anglotumbdeut­schen Katastrophe?[[189]](#footnote-189)

Zu fragen wäre auch nach der individualpsychologischen Funktion des Anglo­tumbdeutschen. Die Vermutung liegt nahe, dass Anglotumb­deutsch den «verflüs­sigten», sich dem floatenden Kapital anähnelnden Subjekten eine Art symbolische Gerätschaft ist, die am Konstrukt einer (wenn auch noch so illusionären) Individu­alität, eines «Individualis­mus» partizipiert, ohne sich im geringsten am stilistisch-kulturellen Mas­senkonsens zu rei­ben.

Statt nach Kenntnisnahme deprimierender Studienergebnisse zur Sprachbeherr­schung Jugendlicher systematisch nach Mängeln im Bil­dungssystem zu suchen, wäre es vielleicht fruchtbarer, eher utilitaris­tisch zu fragen: Welche Vorteile bieten sich den Individuen durch das Praktizie­ren des Anglotumbdeutschen? Inwiefern, wo und für wen oder was erge­ben sich «dysfunktionale» Effekte, Risiken, durch die Ableh­nung des Anglotumbdeutschen? So ist kaum mehr ernsthaft zu bestrei­ten, dass Junge, die sich eine sprachliche Beweglichkeit angeeignet ha­ben und in­fol­gedessen Anglotumbdeutsch als restringiert empfinden, Gefahr laufen, so­zial ins Abseits zu geraten. Auch vervielfältigt sich die Zahl der Medien, die implizit Anglotumbdeutsch vorschreiben. Medien­schaffende, die sich nicht der Leitsprache bedienen, können unter Druck geraten, zum Beispiel wegen «mangelnder Professi­onalität». Staunen über das Anglotumbdeut­sche wird anomisch. Die grösste Re­pression, das ist das Anglotumdeut­sche.

Die abrakadabrische Leichtigkeit, mit der dank anglotumbdeutscher Phraseolo­gie gerade an tertiarisierten Standorten wie Zürich, die doch Ge­setztheit, Nüch­ternheit und Pragmatismus auf ihre Fahnen schreiben, mit stupender Verspätung noch die billigsten Propagandaschnipsel des That­cherismus als unumgängliche Denkfabrikprodukte verkauft wur­den, mutet im Rückblick fast harmlos an, ange­sichts der direkt anschlies­senden kasi­nokapitalistischen Euphorie, die von der Me­diokratie getra­gen werden musste, weil an den Phrasen jener euphorischen Gut­gläubig­keit zu rütteln oftmals die berufliche, soziale und kulturelle Ver­bannung an den Rand der Gesellschaft bedeutet hätte. Etwas Besseres als Anglotumbdeutsch hätte dem alles durchdringenden Kapitalismus in seinen verschiedenen, mehr oder minder totalitären Erscheinungsformen nicht passieren können. Der Verlust der Energie und der Räume, deren es bedarf sowohl für die analy­tisch-diagnostische Objektivierung als auch für die poietische Überschrei­tung standardsprachlicher Konven­tion, lässt es zweifelhaft erscheinen, ob die Sprache aus sich heraus noch die Möglichkeit eröffnet, sich den künfti­gen Totalitarismen entgegenzu­stellen. Jürgen Habermas stellt die Frage nach den Bedingungen, die den «herrschafts­freien Diskurs» gewährleisten sollen. Die sich anbahnende Konstellation erfordert demgegenüber (oder komplementär) die Behand­lung der substanziellen Frage nach der «organi­schen Zusammenset­zung» und der potentiellen kritischen Dynamik der Sprache.

Die dringliche Frage, der sich das Den­ken, ob es sich nun dialektisch, sprach- oder sozialwissenschaftlich oder anders nennt, stellen muss, lautet folgendermassen:

Wie ist es möglich und was bedeutet es, dass eine Zivilisation, deren ganzes Selbstverständnis dasjenige einer Absetzbewegung (insbesondere einer ästheti­schen, «stilistischen») sowohl von realsozialistischen (staatska­pitalistischen) To­talitarismen (das 1990 erschienene, spöttische Buch «SED – Schönes Einheitsde­sign» ist dafür das treffendste Doku­ment) wie auch vom Nachkriegsfordismus («die spiessigen fünfziger Jahre», «die hässli­chen siebziger Jahre») ist; wie also kommt es, dass ausge­rechnet diese Zivi­lisation eine Sprache hervorbrachte und zum gülti­gen und leitenden Code ausbaute, deren Sterilität, Banalität, Bieder­keit, Gleichförmigkeit, Mono­kulturalität, deren von Kollektivismus durch­tränkter Kommandocharakter, das, was erwähnte Totalitarismen und der fordistische Kon­sumismus der Sprache antaten, noch weit über­trifft (oder unterbietet)? Und zuvor­derst: Warum wurde diese Frage in einer Kultur, die doch ungemein Wert legt auf Form, Gestaltung, Stil, Äs­thetik noch nicht einmal gestellt? W. Welsch versichert: «Die postmo­derne Philosophie ist gegenüber Sprach­uniformie­rung äusserst sensi­bel.»[[190]](#footnote-190) Weshalb ist sie denn so schweigsam geworden? Weil nicht sein kann, was nicht sein darf?

Aus der Zeitung ist von den Bemühungen des deutschen Regisseurs ei­nes in Zü­rich gedrehten Films zu erfahren, Schauspieler zu finden, die die typische Sprache des Stadtkreises 4 sprechen. Nun hat der Autor in besag­tem Kreis nie gewohnt. Er ist ihm dennoch, nach 16-jährigem Auf­enthalt in Zürich (mit zahlreichem Umzie­hen), wohlbekannt. Nie wäre dem Autor auch nur eine Redensart, kein einziges Wort, weder Mimik noch Gestik aufgefallen, nichts dergleichen, was irgendwie «typisch» für dieses Quar­tier genannt werden könnte. Gewiss: Man könnte in iro­nisch-distanziertem Gestus solche Phänomene als Reaktualisierung eines mehr oder minder stattgefundenen Vergangenen, mithin als «Museali­sie­rung» in actu sehen. Allein, dem bewussten Filmemacher war es mit seinem Anliegen ganz ernst, und dass darüber niemand spot­ten mochte (oder der Spott nicht pu­blik wurde) zeigt an, wie dominant im Zentrum wie in der Peripherie, links wie rechts, oben und unten die Grosse Erzählung des Pluralismus und der Differenz geworden ist. Ihre Vorherrschaft zeitigt inzwischen überwirkli­che Phänomene wie obiges: Es werden bereits «Sprachen» oder differente «Lebensformen» invoziert, die schlicht inexistent sind. In nur zwei Sätzen hat Adorno die Grosse Erzählung der Differen­zen und ihre Mucken vo­rausgesehen: «Durch das Wort Pluralismus wird die Uto­pie supponiert, als wäre sie schon da; es dient der Beschwichtigung.»[[191]](#footnote-191)

Candide seinerseits würde heute fragen: «Wo sind denn nun die Sprach­spiele? Ich habe sie überall gesucht: am Saint Vitus-Konzert und in der Techno-Disco; im Zug und im Büro; auf dem Estrich und unter dem Bett! Ich habe sie nirgends ge­funden – wohin nur sind sie ent­fleucht!?»

Soviel zur «Episteme», zur Grossen Erzählung des Pluralismus, der Indi­viduali­sierungen, der Differenzen und der Komplexität. Ein Denken, das aus der soziolo­gischen, ästhetischen, zeit- und mediendiagnosti­schen Ver­langsamung und Stag­nation herausfinden will, muss eines sein, das aus dem Klima der Grossen Er­zählung, jener umgedrehten Meta­physik und Metaphysik des Umgedrehten, he­rausfindet.

Heidegger pflegte gerne das Wort Hölderlins zu zitieren:

«Wo aber Gefahr ist, wächst

Das Rettende auch»

Womöglich erwächst Hoffnung aus unvermuteter Richtung. MTV war im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert das paradigmatische Beispiel eines musikalisch, videoästhetisch, sprachlich, bis in die Gestik und Mi­mik hin­ein formatierten und formatierenden Senders. (Man wäre ge­spannt, ob die «Cultural Studies» womöglich das Gegenteil herausgefun­den haben.)

Inzwischen scheint man bei der Station gemerkt zu haben, dass endlos­bandähn­liche Repetitivität alleine doch nicht ausreicht. Wenn jüngst in ei­ner Humorsen­dung zwei als Ritter verkleidete Schauspieler auf den Trai­nigsplatz einer Foot­ballmannschaft rennen, sich dort ein Du­ell liefern, um ebenso schnell wieder zu verschwinden; wenn in einer für die versteckte Kamera vorbereiteten Szene ein Mann durch die Strasse geht und laut ruft: «I’m so hungry. Please give me to eat!!!», danach ei­nen Mistkübel durchsucht, dort eine (mit Schokolade vorpräpa­rierte) Win­del findet und diese unter dem konsternierten Blick der Passanten mit Wonne abschleckt; dann scheint aus der unerwartetsten Ecke, nach einem Viertel­jahrhundert öd-«witzigen» Pops und dekonstruktiver «Sprachspiele» mit Mensa-Stallge­ruch sich ein neuer, dadaistischer Hu­mor Bahn zu brechen, der vielleicht an den grossen R. Crumb anknüpfen will und kann.

Lübbe hat seinen Begriff der Gegenwartsschrumpfung maliziös auf den von ihm nicht besonders geliebte Gestus der künstlerischen Avant­garde angewandt: «Wer heute bereits von morgen sein will, bewirkt nur, dass er übermorgen selber von gestern ist.»[[192]](#footnote-192) Dieses in der Kunst und in der Mode gewiss geltende Gesetz scheint medial und wissenschaftlich unter den Be­dingungen der Grossen Erzäh­lung der Individualisierun­gen, Pluralisierun­gen und Komplexitäten eine eigentüm­liche Verzerrung zu erfahren. Da die Grosse Erzählung nämlich von Anfang an von Gicht befallen war, sich sel­ber aber, wenn nicht als Avantgarde, so doch we­nigstens als reflexivstes, unmetaphysischstes, der Komplexität gewach­se­nes Un­ternehmen betrach­tet, bezichtigt es alles, was nicht in sein Schema passt, der Überholtheit. Deshalb geht es unter den Vorzei­chen des Ewigen Pluralisierungs­diskurses gar nicht darum, schnell zu sein.[[193]](#footnote-193) Im Gegenteil: Wer von heute ist und nach morgen schaut, gilt als Vorgestriger.[[194]](#footnote-194) Deshalb muss heute, wer als Heuti­ger gelten will, von gestern sein. Die Grosse Erzählung der Pluralitä­ten übt ihre Tyrannis da­durch aus, dass sie sich von allen Apriorismen be­freit glaubt, diese ihre Befreiung aber nicht als überwiegend rhetorische durchschaut und da­durch selber eine gallertartige Ideologie hervorbringt, die in ihren Aprio­rismen der Differenz nicht vom Fleck kommt. Dadurch erklärt sich ihre zeitdiagnostische Gerinnung und Stagnation. Wenn sie binnenpolitolo­gisch, geopolitologisch, medienwissen­schaftlich, religions­diagnostisch, linguistisch, ökonomisch so wenig leistet und immer den Er­eignissen hinterherhinkt[[195]](#footnote-195), so ist dies nicht der angeblich zunehmen­den «Komple­xität» geschuldet. Vielmehr ist dies selbst verschuldet, nämlich durch neometaphysische Vorannahmen wie etwa diejenige der Komple­xität.

Man entrinnt der Metaphysik nicht durch die Beteuerung, man sei ihr entronnen. Die Grosse Erzählung der Pluralisierungen und Differenzie­run­gen präsentiert sich als nachmetaphysische Reflexions­stufe – und doch ist sie hinter Dialektik zurück­gefallen. Und entgegen ihren eigenen Behaup­tungen betreibt sie Philosophie als Versicherungs­unternehmen. Verunsi­cherung ist nicht Anlass, Medium und Ergeb­nis der Reflexion, sondern vorentschiedene Phrase. Diese Philosophie schaut in den Spiegel und stellt beruhigt fest: «Ach wie bin ich doch plu­ral, unberechenbar, kontingent, dif­ferenziert, der Metaphysik enthoben!» Und mit ihr ist es eine ge­samte Zivi­lisation, die sich insgeheim ihrer Über­legenheit versichert, wenn sie sich selber unablässig Pluralität und Ereignishaftigkeit zuspricht. An den stra­tegischen Stellen, die in der «klas­sischen» Metaphysik die arché, der eidos, die Substanz, das cogito, die sich in der Geschichte realisierende Vernunft besetzen, stehen nun die Mannigfaltigkeit und Vielheit, die Kontingenz, Ereignishaftigkeit und das Chaos: umgedrehte Metaphysik – Metaphysik des Verdrehten. Dass sie grundlegend Ver­schiedenes (auch die Aufklärung über die Auf­klärung, das Marxsche Wertgesetz, die negative Dialektik der Aufklä­rung) unter die Grossen Erzählungen subsumiert, macht sie zur Übergros­sen Erzählung, deren verdrängtes Aussen die Gleichför­migkeit, die Homogenisierung und Formatierung, der Mehrwertabwurfzwang, die Einsprachigkeit ist. Pluralismus wird zu einem mythischen, unan­zwei­fel­baren Ge­setz und einer metaphysischen Invariante. Das gute Gewissen der Grossen Erzäh­lung der unabzählbaren Pluralismen ist, im Gegensatz zur Metaphysik (in ihrem Verhältnis zum Chaos), das «Minderwertige, Wilde, Unbeherrschte»[[196]](#footnote-196) wieder zu seinem Recht kom­men zu lassen. Die Intention ist gut, die Prämissen und Folge­rungen problematisch. Wenn das Plurale, wie es heute der Fall ist, banal gewor­den und das Gleiche sich als anders ausgibt, muss sich darauf auch das Denken ein­stellen, will es nicht zum Resonanzkasten konformistischer Terminologie werden. Will dem Ande­ren, Nichtidentischen Genüge ge­tan werden, dann nur, indem zum Be­wusstsein gebracht wird, wie gleich wir gemacht worden sind. Der Plurali­sie­rungsdiskurs aber endet im «schlechten Unendlichen» der Aufzählung von Ober­flächendifferen­zen, die als realer Pluralismus ausgegeben werden; oder aber er gibt sich der Illusion hin, «des Vielen unmittelbar habhaft zu werden»[[197]](#footnote-197), was, wie Adorno wusste, in Mythologie umschlägt.

So oder so hat die Grosse, seit rund einem Vierteljahrhundert wäh­rende Ge­schichte des Pluralismus die zeitdiagnostische Soziologie und Philoso­phie in eine Stagnation des Selben und Gleichen hineinmanöv­riert. Die These von der «Wis­sensgesellschaft» widerspricht diesem Ver­dikt nur scheinbar. Was vorliegt, ist eine beschleunigte Akkumulation abstrakter Einzeldaten, nicht von Wissen. Jene müs­sen, soll reflektiertes Wissen ent­stehen, auf synthetisierende Leistungen von Indi­viduen stos­sen, Leistun­gen, die auch mit «Teams» nicht hergestellt werden kön­nen. Die Pluralisie­rungsphilosophie, soviel ist gewiss, war dieser Aufgabe nicht gewachsen. Deshalb müssen wir uns heute, mehr denn je, an Vol­taires Forderung hal­ten: «Gewinnen wir die verlorene Zeit wieder!»[[198]](#footnote-198)

**Rückblick auf ein Vierteljahrhundert Globalisierung – zur Verifizierung der These der Angloamerikanisierung**

**Abstract**

Ökonomisch und im Hinblick auf die Möglichkeiten der digitalen Kommunikationstechnologie ist sich die Zeitdiagnostik weitgehend einig, was „Globalisierung“ bedeutet: die zunehmende Internationalisierung des Kapitals, die enorme ökonomische Interdependenz und die Möglichkeit weltumspannender Kommunikation in Realzeit. Weit umstrittener ist hingegen die Frage, was Globalisierung kulturell bedeutet.

In zwei aufsehenerregenden Aufsätzen[[199]](#footnote-199) wiesen die Soziologen Pierre Bourdieu und Loïc Wacquant den amerikanischen Imperialismus in Teilen der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Begrifflichkeit nach. Vorliegender Artikel befasst sich mit der Frage, ob die These von Bourdieu / Wacquant auch jenseits der Wissenschaft, d. h. auch in den sonstigen (im weitesten Sinn) kulturellen bzw. soziokulturellen Feldern bzw. Subsystemen aufrechterhalten werden kann. Von der (nach Anzahl der Dozenten und Publikationen) dominierenden Globalisierungsforschung wird dies in der Regel verneint.

Das Phänomen der Angloamerikanisierung[[200]](#footnote-200) wird zwar von der Globalisierungsforschung kaum geleugnet, ihr Status, ihr Ausmaß und ihre Auswirkungen werden aber tendenziell unterschätzt. Zwar wird konzediert, dass es nebst der Heterogenität auch Homogenisierung gibt, doch das Hauptaugenmerk gilt doch vorzugsweise der „Pluralisierung“, „Hyperkultur“, „Hybridität“, dem „Transnationalismus“, der „Kontingenz“ usw. usf. Die These dieses Artikels ist, dass weite Teile der Globalisierungsforschung das Verhältnis von Homogenisierung zu Heterogenisierung falsch einschätzen und dass die Homogenisierung im Sinne der Angloamerikanisierung den etwa durch die Möglichkeiten der Kommunikationstechnologien freigesetzten Pluralismus weitgehend überformt und größtenteils wieder kassiert.

In einem ersten Teil wird der Grad der Angloamerikanisierung in unterschiedlichen Bereichen des soziokulturellen Lebens erfasst. Der zweite Teil konfrontiert drei paradigmatische Konzepte von Globalisierung mit den zuvor präsentierten empirischen Beständen. Die Frage der Sprache wird nur in einer Fußnote behandelt.

**Erster Teil: Ausmaß der Angloamerikanisierung**

**Literatur**

Während es noch in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts beispielsweise für einen deutschsprachigen Germanisten selbstverständlich war, zumindest über Grundkenntnisse der französischen und italienischen Literatur zu verfügen, steht die Globalisierung selbst im „E-Bereich“ auch hier für ein Ende der Internationalität. Es findet eine Evolution statt in Richtung dessen, was sich im Bereich der kommerziellen bzw. populären Belletristik abspielt, wo angelsächsische Autoren massiv dominieren.

Es ist zwar möglich, dass die innereuropäische Abnahme des Interesses für ausländische Literatur bis zu einem gewissen Maß kompensiert wird durch eine Zunahme der Lektüre (nichtangelsächsischer) außereuropäischer Literatur, doch dies bleibt eine empirisch unüberprüfte Hypothese.

Bemerkenswert ist jedenfalls die Tatsache, dass immer mehr Autoren etwa aus Skandinavien oder Israel, aber auch aus Japan nicht mehr in ihrer Muttersprache, sondern auf „World-Englisch“ schreiben.[[201]](#footnote-201) Ebenfalls zu beobachten ist, dass nichtangelsächsische Schriftsteller ihre Romane an amerikanischen Schauplätzen spielen lassen, selbst wenn sie diese nicht kennen.

**Filmkonsum in den USA**

Genaue Zahlen zum derzeitigen Anteil der Besuche nichtamerikanischer oder nichtangelsächsischer Filme in den US-amerikanischen Kinos sind schwer zu ermitteln und nicht wirklich reliabel. Eine Schwierigkeit ergibt sich insbesondere dadurch, dass fremdfinanzierte Filme nicht selten ebenfalls faktisch US-amerikanische Produktionen sind. Fest steht einzig, dass dieser Anteil ausländischer oder allophoner Filme sich seit längerem im infinitesimalen Bereich bewegt und eine Trendwende kaum vorstellbar ist, was keineswegs immer der Fall war, betrug doch allein der Anteil französischer Filme in den USA der siebziger Jahre bis zu 8%.[[202]](#footnote-202) Hinzuzufügen ist, dass 60% der Eintritte für französische Filme heute in Manhattan registriert werden. Zieht man hier die frankophonen oder allophonen Zuschauer ab, bleibt nicht mehr viel übrig: Faktisch ist der nichtamerikanische Film in amerikanischen Kinos schlicht inexistent.

**Filmkonsum im deutschsprachigen Raum**

Noch in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war es selbst in provinziellen Gebieten nichts Außergewöhnliches, (nebst den deutschsprachigen Eigenproduktionen) einen nichtamerikanischen Film schauen zu gehen – ein Vorgang, dem inzwischen etwas Exotisches anhaftet. Ähnlich wie in den USA selber ergibt sich in den periurbanen oder provinziellen Gebieten Europas kaum mehr die Möglichkeit, sich im Kino einen nichtamerikanischen Film anzuschauen.

In der Provinz sind es nur noch kulturell ambitionierte Kleinstädte, die an staatlich unterstützten Anlässen nichtangelsächsische Filme anbieten. Wo diese Möglichkeit nicht besteht, werden in den kommerziellen Kinos fast ausschließlich Hollywood-Filme (und innerhalb der Hollywoodproduktionen die Blockbuster) gezeigt. Gemäß der Webseite von Box Office Mojo sind die 100 erfolgreichsten Filme nach Einspielergebnis ausnahmslos US-amerikanisch. Eine ganze Reihe davon sind angelsächsische Koproduktionen. Zweimal wird Deutschland als koproduzierendes Land aufgeführt.

Wie in zahlreichen anderen Gebieten ist es mithin paradoxerweise so, dass die Provinz im Vergleich zur Metropole „amerikanisierter“ bzw. „glokalisierter“ ist: Die Pflege lokaler und regionaler Bräuche, die wieder an Bedeutung gewonnen hat, koexistiert mit einem „global-amerikanischen“ Filmkonsum.[[203]](#footnote-203) Dem kann entgegengesetzt werden, dass mit Netflix und ähnlichen Angeboten das Kino und das Fernsehen an Bedeutung verlieren und der Filmkonsum gleichsam „deterritorialisiert“ wird. Es ist sicherlich zu früh, sich in dieser Hinsicht ein definitives Urteil zu erlauben, aber es könnte hier repliziert werden: umso schlimmer. Denn bis anhin gibt es kaum Hinweise darauf, dass das Potential des WWW im Bereich des Films zu einer wirklichen Internationalisierung oder Reinternationalisierung des Interesses führt.

In den Großstädten bzw. Metropolen sorgen die „Arthouse“-Kinos, subventionierte Stadtkinos und selbstverwaltete Kinos dafür, dass Filme aus aller Welt noch im Projektionssaal geschaut werden können. Zu beobachten ist allerdings auch hier eine Evolution bei den Bewertungskriterien der Filmkritiken, bedingt durch den Niedergang des Bildungsbürgertums. Für die heutige Generation der Filmkritiker ist Hollywood praktisch standardsetzend, d. h. Arthouse-Filme werden immer häufiger wegen der „unhollywoodschen“ Stilmittel (beispielsweise lange Sequenzen), die ihnen einst zugutegehalten wurden, schlechter bewertet.

**Fernsehen**

Im deutschsprachigen Fernsehen ist (wie immer von deutschsprachigen Produktionen abstrahierend) die quantitative Dominanz angelsächsischer Spielfilme und Serien ebenfalls frappant, wenn auch weniger deutlich als im Kino. Allerdings ist zwischen öffentlichen und privaten Sendern zu unterscheiden in dem Sinne, dass jene auch nichtangelsächsische Filme ausstrahlen, wobei es sich meist um französische Produktionen handelt. Eine Sonderrolle nimmt der deutsch-französische Sender Arte ein.

Eine weitere Entwicklung, die erst in jüngerer Vergangenheit stattgefunden hat, ist die Tatsache, dass thematische Gefäße bzw. spezifische „Features“ fast ausschließlich angelsächsisch sind. So sind zum Thema Auto „Top Gear“ aus Großbritannien oder „Pimp my car“ aus den USA zu sehen. Dokumentationen zur Geschichte tragen den Titel „History“ (was bereits sehr sprechend ist) und sind fast ausnahmslos angelsächsisch. Es ist als Situation bemerkenswert, wenn Deutsche ihre Kenntnisse der DDR-Geschichte oder Schweizer ihr Wissen über das Bankgeheimnis dank Dokumentationen aus den USA oder Produktionen der BBC erweitern. Auch ist der einzige ausländische Koch des deutschsprachigen Fernsehens der Brite Jamie Oliver.

Es gibt keinen rationalen Grund für diese Entwicklung, die von der Generation „Globalisierung“ schon gar nicht mehr hinterfragt wird. Auch das finanzielle Argument sticht nicht, da die Produktionskosten durch die Digitalisierung massiv gesunken sind – dies gilt auch für die Integration des deutschen Kommentars oder von Untertiteln. Kurz: Eine Kochsendung aus Argentinien, eine Geschichtsdokumentation aus Schweden, eine Autosendung aus Japan sollten in Zeiten der „Globalisierung“ selbstverständlich geworden sein und muten doch als etwas vollkommen Exotisches, ja als Ding der Unmöglichkeit an.

**U-Musik[[204]](#footnote-204)**

Der immer elastischer werdende Begriff der „U-Musik“ wird hier mangels einer besseren Alternative verwendet.

Die sechziger und siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts bilden wohl die letzte Phase, in der im deutschsprachigen Raum (abgesehen von den Eigenproduktionen) die Bereitschaft weit verbreitet war, auch U-Musik zu hören, die nicht auf Englisch gesungen war. Die seit diesem Zeitraum einsetzende, massive quantitative Überlegenheit angelsächsischer Musik wird oft mit dem Umstand erklärt, dass mit Jazz, Blues, Rock’n‘Roll, Beat, Rock in Bezug auf Rhythmik, Harmonik etc. originäre Musikformen entstanden seien, die in Kontinentaleuropa unbekannt waren. Spätestens seit dem Zeitpunkt, wo sich nichtangelsächsische Musiker die Eigenheiten des Rocks (im weitesten Sinn) angeeignet haben (so wie Stile und Tendenzen in der vorklassischen und klassischen Musik in einem spezifischen Gebiet entstanden, aber bald „europäisch“ wurden), kann diese Erklärung nicht mehr genügen.

Eklatant wird diese Entwicklung, wenn sie mit der Opernkultur des 19. Jahrhunderts verglichen wird. Obwohl diese Kultur mit groß- und bildungsbürgerlichen Distinktionsbestrebungen und dem aufkommenden Nationalismus in Verbindung gebracht wird, existierten doch mehrere anerkannte Nationalsprachen, in denen Opern in Europa und Nordamerika zur Aufführung gelangten – es existierte also eine Vielsprachigkeit der Vokalmusik, die nur von fanatischsten Kultur- und Sprachchauvinisten bekämpft wurde.

Demgegenüber befindet sich heute unter den zehn weltweit am meisten verkauften Alben kein einziges Produkt nichtangelsächsischer Künstler. Zu beobachten ist überdies, dass auch die Produzenten und Regisseure „mittlerer“ Filmnationen wie Italien, Frankreich oder Spanien sich inzwischen für einen international bekannten, auf Englisch gesungenen Soundtrack entscheiden. Es kann nicht darum gehen, solche Entscheidungen zu tadeln, doch sie nehmen den Künstlern oder Gruppen, die in einer anderen Sprache als Englisch singen, eine weitere Möglichkeit, im Ausland bekannt zu werden.

**Recht[[205]](#footnote-205)**

Im Gegensatz zur Entwicklung in den kulturellen Feldern mit künstlerischem Anspruch gibt es über das Faktum der Amerikanisierung des Rechts keine Auseinandersetzungen. Einzig die Werturteile in Bezug auf diese Evolution gehen auseinander.

In Deutschland wird etwa über die Anlehnung an das amerikanische Vergütungsrecht der Anwälte gestritten.[[206]](#footnote-206) Zur Debatte steht beispielsweise eine moderate Liberalisierung des Rechts in Ausnahmefällen, bei denen Anwälte für erfolgreiche Prozesse zusätzlich vergütet würden. Einzelne Stimmen engagieren sich für eine radikale no win, no fee-Lösung, bei der es im Falle einer Niederlage gar keine Vergütung für den Anwalt gäbe. Kritiker monieren, dass dies das Ende des deutschen Vergütungsrechts überhaupt bedeuten würde.

Eskortiert von der EU und Japan setzten die USA international im Rahmen des TRIPS (Agreement on trade-related aspects of intellectual property rights) ihre Interessen durch. Pharmazeutische Patente etwa genießen neu einen 20-jährigen Patentschutz. Stark gegen diesen Beschluss hatten Länder wie Indien oder Brasilien gekämpft, die zuvor einen liberaleren oder gar keinen Patentschutz bei pharmazeutischen Produkten hatten.

Deutlich zugenommen hat auch das Ausmaß des exterritorial geltenden amerikanischen Vertrags- und Handelsrechts. Beispielsweise hat jeder Frachtführer, der seine Ware in einem amerikanischen Hafen löschen will, 24 Stunden vor dem Beladen seines Schiffs den amerikanischen Behörden ein ausführliches Protokoll zu seiner gesamten Fracht zu übermitteln.

**Frankophobie**

Frankophobie ist in den angelsächsischen Ländern ein altes Phänomen, das insbesondere mit dem weltweiten Erfolg der Murdoch-Medien neue Nahrung erhält.[[207]](#footnote-207) „Arroganz“, „Nationalismus“, „Chauvinismus“, „Hinterhältigkeit“, „Feigheit“, „Protektionismus“ gehören zur frankophob-völkerpsychologischen Vorurteilsstruktur. Auch diese „Spezialität“ scheint sich zu „globalisieren“, wie ein Artikel der Tageszeitung vom 29. 10. 2013 mit dem Titel „Ein exklusiver Klub“ belegt. Der Artikel geißelt die deutsche Kritik an den Methoden des Geheimdienstes NSA mit der Begründung, der Dienst stamme aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs und sei legitimiert durch die Tatsache, dass er fünf angelsächsische Partner vereint. Dem wird Frankreich entgegengesetzt, das eine ausgeprägte Kultur unkontrollierter Geheimdienste pflege und sich in Richtung „Abschottung“ bewege. Kritik an der NSA könne „unversehens in zwielichtige Gesellschaft führen“.

Man könnte diesen Text von der humoristischen Seite nehmen und den Autor fragen, woher er denn wisse, dass der französische Geheimdienst sich „abschotten“ möchte. Hat er dort angerufen?

Noch in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts wäre der Autor eines solchen Manichäismus, bei dem die NSA mit dem Hauptargument unterstützt wird, dass sie angelsächsisch ist, Frankreich als protektionistisch-intrigierende Macht dargestellt wird, und Kritiker der NSA als potentielle Faschisten denunziert werden, eine Rüge erhalten. Im Zeitalter der „Globalisierung“ ist der Autor des Beitrags, der keinerlei Reaktionen mehr hervorruft, Auslandschef einer sich als links verstehenden deutschen Zeitung.

**Gastronomie**

Die Gastronomie ist möglicherweise der einzige Sektor, für den die Pluralisierungstheorien der den Diskurs dominierenden Globalisierungsforscher zutrifft. Wer könnte die weltweite Öffnung für die chinesische, italienische, japanische, türkische, griechische etc. Küche negieren? Doch auch dieses unbestreitbare Faktum muss relativiert werden.

Einerseits gibt es eine weiterhin ungebremste globale Verbreitung von US-amerikanischen Gastro-Unternehmen, die so gut wie keine nichtangelsächsische Entsprechung haben. Zum anderen hat sich global die angelsächsische Struktur des Arbeitstages durchgesetzt, so dass an die Stelle eines Mittagessens in der Kantine oder in der Gaststube die rasche Einnahme von Fast Food getreten ist.

In der Barkultur ist spätestens seit dem Beginn des 21. Jahrhunderts die für einen „Trend“ schon sehr lang anhaltende Fokussierung auf eine große Auswahl von Whiskys festzustellen. In einer durchschnittlichen mittel- oder westeuropäischen Bar nehmen Whiskys inzwischen nicht selten ein Drittel der Auswahl an Hochprozentigem ein, was nicht zwangsläufig, aber sehr oft zu einer Verdrängung von regionalen, nationalen und internationalen Spezialitäten führt.

**Wein**

Im Bereich des Weins scheint sich auf den ersten Blick eine Erfolgsgeschichte der Globalisierung im Sinne einer Pluralisierung abzuspielen. Die in den achtziger Jahren noch herrschende Ausrichtung deutschsprachiger Weinliebhaber auf Frankreich und Italien wurde mit der Dynamisierung des Freihandels aufgebrochen: Nicht nur weitere europäische Provenienzen drängten in den Markt, sondern auch die Angebote aus den USA, Südamerika, Südafrika, Australien und Neuseeland proliferierten. In der oberflächlichen Betrachtung scheint hier ein paradigmatischer Fall von Globalisierung im Sinne des „Pluralismus“ oder der „Transnationalisierung“ vorzuliegen.

Eine minimale Kenntnis der Materie fördert jedoch auch hier etwas ganz anderes zutage. Bereits in den achtziger Jahren begann die Zeitschrift Wine Advocate des Weinkritikers und Herausgebers Robert Parker maßgeblichen Einfluss auf die Preise und die Verkäufe im Bordelais zu nehmen. Inzwischen ist es nicht übertrieben zu sagen, dass Gedeih und Verderb von Weingütern *weltweit* in hohem Maße von den Bewertungen des Wine Advocate abhängen.

Hierbei ist hervorzuheben, dass der Einfluss dieser Zeitschrift über Jahrzehnte zu einer Homogenisierung des Weinstils beigetragen hat. Parker und seine Mitstreiter bevorzugten dickliche, alkoholreiche Weine mit einem ausgeprägten Eichengeschmack – ein Stil, der der Finesse und Komplexität entgegensteht. Dies führte dazu, dass nicht nur Massenweine, sondern auch renommierteste Gewächse in Bordeaux, Piemont, der Toskana etc. sich nach diesem Stil ausrichteten, um gute Noten zu erhalten. Überdies dominiert inzwischen Parkers höchst diskutabler Bewertungsschlüssel mit 100 Punkten, der den pragmatischen Modus nach 20 Punkten abgelöst hat.

Inzwischen ist die Dominanz bewussten Weinstils abgeflaut. Doch mehr denn je ist die Bewertung von Weinen durch einheimische oder nichtangelsächsische Medien irrelevant geworden. Weinproduzenten und -verkäufer preisen ihre Weine mit den Noten des Wine Advocate oder des Wine Spectator, die beide in den USA verlegt werden, an. Es sind angelsächsische „Multiplikatoren“, die über die Zukunft der Weinwelt bestimmen.

**„Verwestlichung“**

Es ist hervorzuheben, dass der Ausdruck der „Verwestlichung“ asiatischer oder afrikanischer Länder zunehmend synonym mit „angloamerikanisiert“ verwendet wird. Tatsächlich führt die starke Relativierung der Buchkultur durch die audiovisuellen Medien und die Digitalisierung oder die partielle Ersetzung von E- durch U-Musik in dem Sinne, als Popgruppen oder -künstler von ihrer Position der Marginalität zu einem höheren Status im kulturellen Feld aufgestiegen sind, zu einer klaren Dominanz angelsächsischer Kulturerzeugnisse. Es ist außerhalb einer kulturellen Elite, die jedoch häufig ökonomisch „dominiert“ wird und in zunehmendem Maße als Gruppe von „Nerds“ gilt, kaum mehr üblich, westliche Kultur in ihrer Vielfalt zu studieren oder zu konsumieren. Anschaulicher ausgedrückt: Der nigerianische Ingenieur wird kaum italienische Literatur oder spanische Musik konsumieren; die thailändische Anwältin wird kaum dazu kommen, tschechische oder österreichische Filme zu schauen.

**Zweiter Teil: Problematisierung prominenter Globalisierungskonzepte[[208]](#footnote-208)**

**Die Cultural Studies und der ubiquitäre Pluralismus**

Unter den kulturtheoretischen Schulen, die am wenigsten mit der These der Anlgoamerikanisierung anfangen können, befinden sich zweifelsohne die Cultural Studies. Dies hat nicht zuletzt mit dem stark gramscianisch geprägten theoretischen Überbau zusammen. Gramsci versucht in seinen Schriften über den Fordismus, „americanismo“ und „conformismo“ aus ihrer negativen Konnotation, die sie durch angeblich konservative Kritiker gewonnen haben, zu lösen.[[209]](#footnote-209) Bewusst gegen die „alteuropäische“ Kritik der Vermassung gerichtet, öffnet sich der Begriff des conformismo bei Gramsci „auch nach der Seite komplexer und widersprüchlicher kultureller Prozesse der Auseinandersetzung, Abgrenzung und Vereinheitlichung“[[210]](#footnote-210).

Texte über die Kulturindustrie, die von Theoretikern der Cultural Studies stammen, lesen sich, als sei die Amerikanisierung gleichbedeutend mit der Entfaltung unkontrollierbarer Differenzen und Pluralisierungen. In einem Konvolut mit dem Titel „Globales Amerika?“ betont Rainer Winter nachdrücklich die Hybridität und Komplexität des Konsums unterhaltungsindustrieller Produkte: Der Hiphop diene der Identitätsarbeit, da er die Abgrenzung vom Mainstream-Geschmack dokumentiere;[[211]](#footnote-211) unterdrückte Minderheiten würden die „Mainstream-Musik kreativ nutzen und gleichzeitig genießen“;[[212]](#footnote-212) die Jugend-Subkultur sei nur scheinbar trivial und eröffne bewusst „postkoloniale Räume“;[[213]](#footnote-213) die Globalisierung von Kultur führe zur Bildung neuer Identitäten, die auf Ambivalenz und Hybridität beruhen und das Ende von essentialistischen Identitäten herbeiführen würden;[[214]](#footnote-214) Massenmedien-Konsum würde mehr Widerstand, Ironie und aktives Handeln fördern;[[215]](#footnote-215) Hollywood-Filme, Soaps, die Werbung für Coca-Cola seien globale und kosmopolitische Alternativen zu den lokal verfügbaren Identitäten;[[216]](#footnote-216) die globalen Ströme von Zeichen und Bildern seien von Differenz und Pluralität bestimmt und würden ein Reich der Ungewissheit schaffen[[217]](#footnote-217).

Bei aller Rücksicht vor der „hauseigenen“ Diversität der Cultural Studies sind folgende Probleme dieser Denkrichtung zu extrahieren:

* Kulturdiagnose ist, wie Denken überhaupt, nicht nur Differenzieren, sondern auch Generalisieren. Wo nur geschieden und unterschieden wird, entsteht eine Tyrannis des Einzelphänomens und -faktums. Die Cultural Studies können nicht plausibel machen, weshalb die globalisierte Zivilisation wirklich pluraler sein soll als eine nicht globalisierte oder vormoderne Gesellschaft, da letztere sich mühelos ebenfalls in unabzählbare Differenzen aufspalten ließe.
* Wenn gewisse Passagen in den Texten der Cultural Studies ähnlich tönen wie die Botschaften der Public Relation-Abteilungen von Walt Disney oder 20th Goldwyn Mayer, dann stellt sich die grundsätzliche Frage nach der wissenschaftlichen und reflexiven Distanz zu den Produkten der Unterhaltungsindustrie.
* Trotz anderslautender Beteuerungen vertreten die Cultural Studies eine Illusion der individuellen Freiheit, die stark an die klassische Theorie des Liberalismus erinnert. Statt den Wirtschaftsliberalismus oder den Neoliberalismus kritisch zu analysieren, wird ihre Problematik affirmativ reproduziert.
* Jeder Befund, der die vermassenden, entindividualisierenden, homogenisierenden Folgen der Angloamerikanisierung aufzeigt, wird von den Cultural Studies von vornherein abgelehnt und als undifferenziert verworfen.
* Der Neoliberalismus, der in den neunziger Jahren hegemonial wurde, wurde von den kontinentaleuropäischen Cultural Studies kaum analysiert. Dies liegt daran, dass so gut wie jede immanente, d. h. spezifisch ökonomische Problematisierung der herrschenden Kapitalismusformation als „Metadiskurs“ abgelehnt wird.
* Bereits in den frühen neunziger Jahren wurde klar, dass die Globalisierung trotz des ungeahnten Potentials der Kommunikationstechnologien gerade nicht zu einer Vermischung der Kulturen, sondern fast in allen Bereichen zu Angloamerikanisierung führt. Die Möglichkeiten des Pluralismus, der Hybridität etc. sind dadurch extrem geschwächt, und es ist in gewissen Subsystemen bereits eine Form der Monokultur zu beobachten. Da die Cultural Studies an diese Erscheinungen mit einem durchgängigen, fast mythischen Pluralismusapriori herangehen, sind sie gerade an Phänomenen, die ihr Hoheitsgebiet sein sollten, vorbei gegangen.
* Die Cultural Studies zeichnen sich durch eine starke Tendenz aus, zur Befestigung des eigenen Standpunkts einigermaßen wild poststrukturalistische Autoren zu zitieren. Hier geht jeweils vergessen, dass weder Foucault, noch Deleuze, noch Lyotard sich für ein derart affirmatives Unternehmen eingesetzt hätten.
* Es trifft nicht nur zu, dass die Generalthese, wonach der Konsum von kommerziellen Kulturgütern amerikanischer Provenienz subversive Strategien der Pluralisierung, der Hybridität usf. hervorbringt, eine höchst dürftige empirische Basis besitzt. Vielmehr scheint die Grundtendenz im deutschsprachigen Raum (sieht man ab von den neuen Bundesländern, die einen Spezialfall darstellen) eine ganz andere zu sein: Es ist zu beobachten, dass gerade in denjenigen meist provinziellen Gebieten, wo nur wenige kinematographische Alternativen zu Hollywood existieren, wo die Auswahl an Fremdsprachenkursen (abgesehen vom Englischunterricht) klein ist und die größte Anzahl von Musikliebhabern zu verzeichnen ist, die ausschließlich angelsächsische Chart-Hits hören, ideologisch der Sozialdarwinismus, Rassismus und Rechtspopulismus große Erfolge feiern. Selbstverständlich kann die Amerikanisierung hier von anderen Prozessen überformt werden. Dennoch bringt diese Korrelation die Position der Cultural Studies in eine bedenkliche Schieflage.

**Ulrich Becks Kosmopolitismus**

Dank einer semantischen Verschiebung gelingt es Ulrich Beck, Angloamerikanisierung als integralen Bestandteil des „Kosmopolitismus“ darzustellen. Nationalität und Internationalität gehören als Begriffe in Becks Sicht der Vergangenheit an und stehen der Transnationalität[[218]](#footnote-218) und dem Kosmopolitismus gegenüber. Die „erste Moderne“ sei geprägt gewesen vom nationalen Ausschluss des „Anderen“, währenddessen die gegenwärtige zweite Moderne von Transnationalität und Glokalisierung geprägt seien. Bemerkenswert ist hierbei, dass die These der Amerikanisierung als zugehörig zum nationalen Denken gesehen wird und Amerikanisierung faktisch als Teil des Kosmopolitismus gesehen wird: „Hat sich die Amerikanisierung als Strategie nicht in eine unkoordinierte, unbewusste Serlbstkosmopolitisierung der Welt verwandelt?“[[219]](#footnote-219) Das heißt paradoxerweise: Eine Angloamerikanisierung findet nicht statt, und wer dies behauptet, ist dem Denken des Nationalismus verhaftet; die Amerikanisierung findet gleichwohl statt, hat aber mit dem Nationalstaat USA nichts zu tun, sondern ist durchwegs ein „Sowohl-als-auch“, ist „pluralistisch“ und „multiethnisch“, „hybrid“ usw. usf. Beck vollzieht mithin eine Flucht nach vorne: Es wird nicht nur behauptet, Globalisierung sei nicht Amerikanisierung, sondern darüber hinaus wird postuliert: Jede Amerikanisierung ist eo ipso „Globalisierung“. Folgende Punkte sind an den Thesen Becks letztlich problematisch oder gar kontrafaktisch:

* Beck vermischt, wie schon in seinen Texten zur Individualisierung, je nach Intention des Arguments permanent normative mit deskriptiven Elementen. Es ist bis zuletzt nicht klar, ob Kosmopolitismus wirklich stattfindet oder nur gewünscht wird.
* Beck negiert de facto, dass die USA ein Nationalstaat sind – aus seiner Sicht handelt es sich um eine Art supranationales Gebilde. Amerikanisierung ist a priori hybrid und transnational. Diese Sichtweise widerspricht den empirischen Beständen und der Entwicklung seit den frühen neunziger Jahren.
* Statt die Angloamerikanisierung zu untersuchen und zu denken, denkt er aus der Sicht der apologetischen Angloamerikanisierung selber und stellt somit etwas Partikulares als global und pluralistisch dar. Somit tendiert Beck entgegen eigener Beteuerungen zu einer Anpreisung des Imperialismus im begriffsübergreifenden Sinne der Universalisierung des Partikularen.[[220]](#footnote-220)
* Beck zelebriert vollkommen kritiklos das Phänomen der Glokalisierung. Er vergisst, dass beim Glokalismus ein Zusammen von lokal-regionalem Identitätsdenken und global-angelsächsischen Patterns vorliegen kann, das keineswegs a priori fortschrittlich ist, sondern das tribalistische Denken fördern kann.
* Aus den Ausführungen Becks folgt, dass beispielsweise ein Filmklub, der auf unterschiedliche Herkunftsländer der Filme pocht, dem nationalen Denken zuzuordnen ist. Kommerzielle, monokulturell-monolinguale Kinos gehören demgegenüber der kosmopolitischen Sphäre an, was, vorsichtig ausgedrückt, abenteuerlich ist.

**Hyperkulturalität bei Byung-Chul Han**

Der Philosoph Byung-Chul Han publiziert 2005 seinen Band über „Hyperkulturalität“, wie er die heutige kulturelle Konstellation nennt.[[221]](#footnote-221) Die Publikation wird gebildet von 20 relativ kurzen Essays. Mit dem Begriff der Hyperkulturalität dreht Han die Schraube nochmals um eine Drehung tiefer, indem er sich vom „Transnationalismus“ bzw. von der „Transkulturalität“ oder von der „Multikulturalität“ verabschiedet.

Von der Multikulturalität unterscheidet die Hyperkultur, dass sie fast ohne Erinnerung an geographische oder ethnische Abstammung auskommt, also ortlos ist. Im Gegensatz zur Transkulturalität findet das Hyperkulturelle im Hier und Jetzt statt: „Hyperkultur ist das abstandslose Nebeneinander unterschiedlicher kultureller Formen. (…) Die Kulturen, *zwischen* denen ein Inter oder ein Trans stattfände, werden ent-grenzt, ent-ortet, ent-fernt zur Hyperkultur.“[[222]](#footnote-222)

Han teilt die Sicht Ted Nelsons, wonach die Welt hypertextuell ist: „Alles ist mit allem verknotet und vernetzt.“ Der Hypertext verspricht eine „Freiheit von Zwängen“[[223]](#footnote-223). Ähnlich wie Beck oder die Cultural Studies fokussiert Han auf den heterogenen Aspekt der Globalisierung: „Der Globalisierungsprozess wirkt akkumulierend und verdichtend. Heterogene kulturelle Inhalte drängen sich in einem Nebeneinander. Kulturelle Räume überlagern und durchdringen sich.“[[224]](#footnote-224)

Das Konzept Hans wirft folgende Probleme auf:

* Das Fundament, auf dem Hans Sichtweise basiert, ist die Illusion eines Kommunismus der kulturellen Inhalte. Eine empirisch fundierte Sicht auf die Globalisierung widerspricht dieser Auffassung eindeutig. Die Tatsache, dass die Chance eines kulturellen Werks, das nicht aus der Anglosphere stammt, international bekannt zu werden, in vielen Sektoren gegen null tendiert, konterkariert vollkommen die Auffassung Hans.
* Aus diesem Grund kann auch in keiner Weise von einer „Entortung“ und Herkunftslosigkeit der kulturellen Signifikate gesprochen werden. Ebenso wenig funktioniert die kulturelle Globalisierung nach dem Schema des wilden „und…und…und“.[[225]](#footnote-225)
* Insofern ist es sehr sprechend, dass Han in seinem äußerst impressionistisch geschriebenen Essayband einzig die Gastronomie als empirischen Beleg für seine Thesen anführt. Denn die Gastronomie ist ein völlig atypischer Bereich der Globalisierung, in der vielerorts tatsächlich Transnationalisierung und Hyperkulturalität entsteht. Welche weiteren Sektoren gibt es, die den Befund Hans belegen würden?
* Das Bild des Rhizoms von Deuleuze / Gattari und der Deterritorialisierung scheint das erste Vierteljahrhundert der kulturellen Globalisierung nicht richtig zu beschreiben.[[226]](#footnote-226) Es müsste ganz im Gegenteil von Reterritorialisierung die Rede sein, einem Vorgang, der, obwohl bei Deleuze / Gattari beschrieben, von Han nicht zur Kenntnis genommen wird.

**Zusammenfassung und Ausblick**

Die empiriegeleitete Betrachtung der im weitesten Sinne soziokulturellen Sektoren im Rahmen der Globalisierung im deutschen Sprachraum und darüber hinaus für Europa hat ergeben, dass die dominierende und prominente Globalisierungsforschung das Faktum der zunehmenden Angloamerikanisierung euphemisiert oder sogar negiert. Angesichts der erdrückenden empirischen Faktenlage stellt sich die Frage, weshalb die Pluralisierungsthesen auf derart eklatante Weise medial und wissenschaftlich vorherrschen. Sie kann im Rahmen vorliegenden Textes nicht abschließend beantwortet werden.

Die These der kulturellen Pluralisierung ist sicherlich nicht isoliert zu betrachten, sondern als ein Teil eines ganzen rhetorischen Fortifikationssystems, das von weiteren Schlagwörtern wie „Freie Welt“, „Individualisierung“, „offene Gesellschaft“ etc. gebildet wird. Der Nachweis, dass sich die Kultur keineswegs pluralistisch entwickelt, sondern sich gerade angesichts der explodierenden Produktivkräfte, die immense Möglichkeiten der kulturellen Diversifizierung ermöglichen könnten, in bestimmten Bereichen auf eine Form des Monokulturalismus zubewegt, würde den Okzident in seinen Grundfesten erschüttern. Der Westen versichert sich seiner Überlegenheit, indem er unablässig Pluralismus und Ereignishaftigkeit von sich prädiziert.

An den strategischen Stellen, die in der „Großen Erzählung“ bzw. in der Metaphysik die arché, der eidos, die Substanz, das Cogito, die sich in der Geschichte realisierende Vernunft besetzen, stehen nun die Mannigfaltigkeit und Vielheit, die Kontingenz, die Ereignishaftigkeit – es liegt eine Form der umgedrehten Metaphysik vor. Eine Metaphysik, die ebenfalls ein „Außen“ kennt, das verdrängt wird, nämlich die Gleichförmigkeit, Homogenisierung, die Formatierung, der Mehrwertabwurfzwang, die Einsprachigkeit.

Wenn das Plurale, wie es heute der Fall ist, banal geworden ist und das Gleiche sich als andersartig ausgibt, muss sich darauf auch das Denken einstellen, will es nicht zum Resonanzkasten konformistischer Terminologie werden. Will dem Anderen, dem Nichtidentischen Genüge getan werden, dann nur, indem zu Bewusstsein gebracht wird, wie gleich wir gemacht worden sind. Der Pluralisierungsdiskurs aber endet im „schlechten Unendlichen“ der Aufzählung von Oberflächendifferenzen, die als realer Pluralismus ausgegeben werden; oder aber es gibt sich der Illusion hin, „des Vielen unmittelbar habhaft zu werden“[[227]](#footnote-227), was, wie Adorno wusste, in Mythologie umschlägt.

**Literatur**

Adorno Theodor W., *Negative Dialektik*, Gesammelte Schriften VI, Frankfurt a. M. 1973

Barfuss Thomas, *Konformität und bizarres Bewusstsein*, Hamburg 2002

Bechdolf Ute, Johler Reinhard,Tonn Horst (Hg.), *Amerikanisierung – Globalisierung*, Trier 2007

Beck Ulrich, *Verwurzelter Kosmopolitismus*, in: Ulrich Beck, Natan Sznaider, Rainer Winter (Hg.), *Globales Amerika?*, Bielefeld 2003

Bourdieu Pierre, Wacquant Loïc, *Die neue globale Sprachregelung der Wirtschaft*, Schweizer Monatshefte Zürich 12 / 1 2001

Bourdieu Pierre, Loïc Wacquant, *On the Cunning of Imperialist Reason*, Theory, Culture & Society, London 16 / 1999

Debray Régis, *Civilisation – Comment nous sommes devenus américains*, Paris 2017

Drolshammer Jens (Hg.), *A Timely Turn to the Lawyer?*, Zürich 2009

Gawlitta Kurt, Vilmar Fritz (Hg.), *Deutsch nix wichtig?*, Paderborn 2002

Han Byung-Chul, *Hyperkulturalität*, Berlin 2005

Lagarde François, *Français aux Etats-Unis (1990 – 2005)*, Paris 2007

Mathy Jean-Philippe, *The System of Francophobia*, French Politics, Culture & Society, New York 1. 6. 2003

Spitzmüller Jürgen, *Metasprachdiskurse*, Berlin 2005

Steiner George, *Der Garten des Archimedes*, München 1996

Vaïsse Justin, *Anonymous Sources: The Media Campaign against France*, Brookings, Washington D. C. 1. 7. 2003

Winter Rainer, *Globale Medien und die Transformation des* Lokalen, in: Ulrich Beck, Natan Sznaider, Rainer Winter (Hg.), *Globales Amerika?*, Bielefeld 2003

**Zeitungsartikel**

Baier Lothar, *Totschlagwort Antiamerikanismus*, Wochen-Zeitung 10. 1. 2002, Zürich

„*Es droht eine Amerikanisierung des Rechts“*, FAZ 13. 3. 2007, Frankfurt a. M.

*Their Master’s Voice*, The Guardian 17. 2. 2003, London

1. Frei nach *Candide*, Paris 1983, p. 35. [↑](#footnote-ref-1)
2. *Gegenwartsschrumpfung*, in: K. Backhaus, H. Bonus (Hrsg.), *Die Beschleunigungs­falle oder der Triumph der Schildkröte*, Stuttgart 1997, p. 131. Vgl. auch Lübbes *Im Zug der Zeit*, Ber­lin 1992. [↑](#footnote-ref-2)
3. Sowohl Lübbes schroffe Entgegensetzung von Journalismus (bzw. Feuilleton) und Wissen­schaft wie auch P. Bourdieus rekurrente Attacken gegen den «Essayis­mus» sind aus ihrem jeweiligen Kontext her zu verstehen, aber nur mit grosser Skepsis zu geniessen. Eine Unzahl von Faktoren kann dazu führen, dass zeitgemässer Erfah­rungs- und Erkenntnisgehalt sich eher essayistisch oder journa­listisch entfaltet; über­zogener Spezialismus und Einfügung in die je­weilige Terminologie proliferierender «Schulen» oder Kleinstdisziplinen erzeugt in der ge­nuin wissenschaftlichen Litera­tur eine Unzahl abstrakter Einzeldaten oder repeti­tiver, häufig ans Tautologische grenzender Sätze, die gar nicht anders als in womöglich «essayistisch» anmutender Weise synthetisiert werden können. [↑](#footnote-ref-3)
4. Bauman, *Ansichten der Postmoderne*, Hamburg 1995 (Englisch 1992); Beck, *Risikoge­sell­schaft* – *auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a. M. 1986 [↑](#footnote-ref-4)
5. Vgl. hierzu Beck (op. cit.), pp. 12ff. [↑](#footnote-ref-5)
6. A.a. O., p. 30 [↑](#footnote-ref-6)
7. Vgl. etwa J. – P. Le Goff, *La barbarie douce*, Paris 1999. [↑](#footnote-ref-7)
8. Beck, op. cit., p. 226. [↑](#footnote-ref-8)
9. A .a. O., p. 227 [↑](#footnote-ref-9)
10. Ibd. [↑](#footnote-ref-10)
11. A. a. O., p. 352. [↑](#footnote-ref-11)
12. A. a. O. , p. 223. [↑](#footnote-ref-12)
13. Beck, *Die Individualisierungsdebatte*, in: B. Schäfers, *Soziologie in Deutschland*, Opla­den 1995, p. 193. [↑](#footnote-ref-13)
14. *Risikogesellschaft*, p. 124. [↑](#footnote-ref-14)
15. A. a. O., p. 137. [↑](#footnote-ref-15)
16. M. Vester et al., *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel*, Frankfurt 2001, p. 14. [↑](#footnote-ref-16)
17. *Risikogesellschaft*, p. 140. [↑](#footnote-ref-17)
18. A. a. O., p. 121. [↑](#footnote-ref-18)
19. Zur Überwindung des Gegensatzpaares Objektivismus – Subjektivismus vgl. etwa Bourdieu, *Sozialer Sinn*, Frankfurt a. M. 1993, pp. 49ff. [↑](#footnote-ref-19)
20. Vgl. Adorno, *Negative Dialektik* (Ges. Schriften 6), Frankfurt 1997, pp. 184ff. [↑](#footnote-ref-20)
21. A. a. O., p. 306f. [↑](#footnote-ref-21)
22. Beck, *Risikogesellschaft*, p. 248. [↑](#footnote-ref-22)
23. A. a. O., p. 129. [↑](#footnote-ref-23)
24. A. a. O., p. 119. [↑](#footnote-ref-24)
25. Vgl. Beck, E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Riskante Freiheiten*, Frankfurt a. M. 1994, p. 19. [↑](#footnote-ref-25)
26. A. a. O., p. 20. [↑](#footnote-ref-26)
27. Fichte, *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre*, in: Fichtes Werke I, Berlin 1971, p. 98. [↑](#footnote-ref-27)
28. Ibd. [↑](#footnote-ref-28)
29. Fichte, *Über die Würde des Menschen*, in: op. cit., p. 413. [↑](#footnote-ref-29)
30. A. a. O., p. 415. [↑](#footnote-ref-30)
31. A. a. O., p. 416. [↑](#footnote-ref-31)
32. Beunruhigende Antworten auf diese Frage gibt etwa G. Eisenberg. Geglückte Integra­tion triebdynamischer «Phasen» im Sinne S. Freuds werden, so Eisenberg, durch das allmähliche Verschwinden des familialen Schonraums (und dessen Er­satz durch eine «Gerätefamilie») immer unwahrscheinlicher. Das Einbrechen von «Sys­tem»imperativen in die primäre Sozia­lisation erlauben nur noch die Bildung eines fragilen und oberflächlichen Ich – Über-Ich-Ge­häuses. Darunter brodeln schwach gesteuerte, manichäische und projektive Aggressions­energien. Das bor­derlineartige, strukturschwache und sublimationsunfähige Individuum ist, so die provokative Konklusion Eisenbergs, nicht die pathologische Ausnahme, sondern typi­scher Rep­räsentant des gegenwärtigen Zeitalters. Vgl. *Amok – Kinder der Kälte*, Hamburg 2000; *Gewalt, die aus der Kälte kommt*, Giessen 2002.

 Dass Regressionen gesellschaftlicher oder «psychischer« Systeme nicht ausgeschlos­sen sind, konzediert selbst N. Luhmann; vgl. *Die Gesellschaft der Gesell­schaft* Bd. 2, Frankfurt a. M. 1998, p. 615.

 Der «isolierte Massen-Eremit», «Jetztgenosse» und «postmoderne Oblomov» ist in den Au­gen M. Geiers wenigstens «harmlos im Vergleich zu all jenen, die ge­nau wis­sen, was gut und was schlecht ist, und die all ihre Kräfte mobilisieren, um ihre Vor­stellungen zu verwirkli­chen». Aus: *Das Glück der Gleichgültigen*, Rein­bek / Hamburg 1997, pp. 221 u. 238. Es bleibt die Frage, was die psychischen und gesellschaftlichen Folgen dieser Gleichzeitigkeit von Isolation und Vermassung sind oder sein wer­den. [↑](#footnote-ref-32)
33. *Risikogesellschaft*, p. 214 [↑](#footnote-ref-33)
34. In Luhmanns Theorie sind «psychische Systeme» Teil der *Umwelt* sozialer Sys­teme. Wo Menschen an der Kommunikation funktional ausdifferenzierter Teilsys­teme partizipieren, wird nur auf Teilaspekte, auf *Dividuen* der Individuen zurückgegrif­fen, bei ausdrücklicher Ausblendung der Gesamt­persönlichkeit. Vgl. etwa Luh­mann, *Soziale Systeme*, Frankfurt a. M. 1984, pp. 346ff. [↑](#footnote-ref-34)
35. Honneth, *Desintegration*, Frankfurt a. M., 1994, p. 24f. [↑](#footnote-ref-35)
36. A. a. O., p. 26. [↑](#footnote-ref-36)
37. *Risikogesellschaft*, p. 63. [↑](#footnote-ref-37)
38. A. a. O., p. 31. [↑](#footnote-ref-38)
39. *Riskante Freiheiten*, p. 17. [↑](#footnote-ref-39)
40. *Risikogesellschaft*, p. 216. [↑](#footnote-ref-40)
41. *Riskante Freiheiten*, p. 13 (alle drei). [↑](#footnote-ref-41)
42. A. a. O., p. 11. [↑](#footnote-ref-42)
43. Angesichts der massiven, der Rüstungsindustrie zugute gekommenen Staatsver­schul­dung, die der Reaganismus hinterliess, ist der Thatcherismus als ei­gentli­ches und wegweisendes Paradigma des Neoliberalismus zu betrachten. [↑](#footnote-ref-43)
44. Zu Geschichte und Wirkungsweise der Think Tanks (namentlich in Grossbritan­nien) vgl. K. Dixon, *Die Evangelisten des Marktes*, Konstanz 2000. [↑](#footnote-ref-44)
45. Cf. «Le Monde Diplomatique», Berlin 9/2000. [↑](#footnote-ref-45)
46. Vgl. hierzu etwa J. Bischoff, *Der Kapitalismus des 21. Jahrhunderts*, Hamburg 1999; W. Goldschmidt, D. Klein, K. Steinitz (Hrsg.), *Neoliberalismus*, Heil­bronn 2000. [↑](#footnote-ref-46)
47. Vgl. A. Blair/G. Schröder, *Der Weg nach vorne für Europas Sozialdemokraten*, 1999. [↑](#footnote-ref-47)
48. Vgl. hierzu etwa I. Ramonet, *Die Komunikationsfalle*, Zürich 1999, oder N. Chomsky, *Ha­ben und Nichthaben*, Bodenheim 1998. Soweit der Autor weiss, hat die deutsch­sprachige Medien- oder Sozialwissenschaft diesen Vorgang seinerzeit noch nicht einmal wahrgenom­men. [↑](#footnote-ref-48)
49. Bauman, op. cit., p. 6. [↑](#footnote-ref-49)
50. Ibd. [↑](#footnote-ref-50)
51. A. a. O., p. 7. [↑](#footnote-ref-51)
52. Zur Frage des «Endes» der Kunst sehr aufschlussreich A. Jappes Vergleich G. De­bords mit Adorno: *Sic transit gloria artis*, in «Krisis», Nürnberg 15/1995. [↑](#footnote-ref-52)
53. Bauman, op. cit., p. 13. [↑](#footnote-ref-53)
54. Vgl. J.-P- Sartres sehr ähnliche Entwicklungsgeschichte des Intellektuellen, *Plä­doyer für die Intellektuellen*, Gesammelte Werke 6, Hamburg 1995, pp. 90ff. In dem Vortrag von 1965 wird aus dem «Agenten des praktischen Wissens ein Monster», das heisst ein «Intellektuel­ler», sobald er sich in den Augen anderer um das küm­mert, «was ihn nichts angeht» (p. 106), das heisst, sobald er die reine Erfül­lung seiner spezifi­schen Aufgabe reflektiv und praktisch überschreitet. [↑](#footnote-ref-54)
55. Werte verkündende Wissenschaftler nennt Weber bekanntlich «Propheten». Cf. *Der Sinn der “Wertfreiheit” der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften*, in: *Schriften zur Wis­senschaftslehre*, Stuttgart 1991, pp. 176ff. [↑](#footnote-ref-55)
56. Vgl. etwa Foucault, *In Verteidigung der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1999; *Dits et écrits* II, Paris 2001, pp. 1001 ff. [↑](#footnote-ref-56)
57. Bauman, op. cit., p. 45. [↑](#footnote-ref-57)
58. A. a. O., p. 50. [↑](#footnote-ref-58)
59. A. a. O., p. 47. [↑](#footnote-ref-59)
60. Offensichtlich vertritt Bauman diesen Optimismus der allgegenwärtigen «Selbst­refle­xion». A. a. O., p. 47. [↑](#footnote-ref-60)
61. A. a. O., p. 46. [↑](#footnote-ref-61)
62. Vgl. etwa R. Eichenberger, *Bessere Politik dank Deregulierung des politischen Prozes­ses*, in «Analyse und Kritik» 23 (2001), pp. 43ff. Eichenberger will gewinn­orien­tierte Po­litik-Fir­men als Parteien zulassen. [↑](#footnote-ref-62)
63. Bauman, op. cit., p. 46. [↑](#footnote-ref-63)
64. Adorno, Gesammelte Schriften 8 / 1, p. 376. [↑](#footnote-ref-64)
65. Vgl. G. Bachelard, Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes, Frankfurt a. M. 1978, pp. 306ff. [↑](#footnote-ref-65)
66. G. v. Randow in «Die Zeit» 16 / 2005. [↑](#footnote-ref-66)
67. Dem stickigen Klima verfällt selbst der Soziologe D. Claussen, wenn er ideologi­sche Gemein­samkeiten zwischen der globalisierungskritischen Bewegung Attac und dem WTO-Attentäter Atta herausfindet («Tages Anzeiger», Zürich, 8. 1. 2003). [↑](#footnote-ref-67)
68. Bauman, a a O., p. 7. [↑](#footnote-ref-68)
69. Vgl. Hierzu kritisch etwa Le Goff, op. cit*.*; Sennett, *Der flexible Mensch*, Berlin 2000. [↑](#footnote-ref-69)
70. Bauman, op. cit., p. 64 (alle). [↑](#footnote-ref-70)
71. A. a. O., p. 73. [↑](#footnote-ref-71)
72. Vgl. Baudrillard, *La société de consommation*, Paris 1970, insbesondere pp. 104ff. Es ist bezeichnend, wie wenig diese Schrift (soviel der Autor weiss, liegt sie auf Deutsch gar nicht vor) berücksichtigt wurde, ist sie doch in vielem nichts als die semiotisch gewendete und aktualisierte, systematische Version der Sicht Ador­nos auf die Kon­sumgesellschaft. Was den späteren Baudrillard anbelangt, so kann er nur bedingt der Grossen Erzählung der Pluralis­men zugerechnet wer­den, da die Simulation ja hypertroph ist und von Individualisierungen oder Plu­rali­sierungen gar nicht mehr gesprochen werden kann. Etwas knapp und un­ge­recht formuliert: Baudrillard hat A. Gehlens «Posthistoire»-These der «Beweg­lichkeit auf stationä­rer Basis» (A. Geh­len, *Einblicke*, Frankfurt a. M. 1975, pp. 122ff. – den Begriff der Posthistoire bezieht Gehlen nach eigenen Angaben vom Ma­thematiker A. Cournot) höchst produktiv in zahllosen Feldern entfaltet und da­bei mit nietzscheanisch-Batailleschen Versatzstü­cken gespickt (der Exzess, der Tod als Wiederkunft des Opfertodes, der Taumel, die Gabe ohne Gegengabe, die Verführung usw. usf.). [↑](#footnote-ref-72)
73. Vgl. L. Wacquant, *Elend hinter Gittern*, Konstanz 2000. [↑](#footnote-ref-73)
74. Vgl. Etwa C. Schulzki-Haddouti (Hrsg.), *Vom Ende der Anonymität*, Hannover 2000. [↑](#footnote-ref-74)
75. In «Fortsetzung» der Auffassungen M. MacLuhans behauptet U. Eco bekanntlich verschiedent­lich den «katholischen» Charakter von Macintosh und Windows, die er dem schmucklos-«protestantischen» Dos-Betriebssystem entgegensetzt. Vgl. «L’Espresso» (Rom), 30. 9. 1994; «Spiegel»-Spezial (Hamburg), Nr. 3 / 1995. [↑](#footnote-ref-75)
76. Bauman, op. cit., p. 92. [↑](#footnote-ref-76)
77. A. a. O., p. 67. [↑](#footnote-ref-77)
78. Vgl. beispielsweise zum «New public Management» A. Pelizzari, *Die Ökonomisie­rung des Politischen*, Konstanz 2001. [↑](#footnote-ref-78)
79. Vgl. hierzu K. Salamun [Hrsg.], *Geistige Tendenzen der Zeit*, Frankfurt a. M. 1996. [↑](#footnote-ref-79)
80. Als typisches Beispiel für den «gesetzgebenden» Modernismus könnte etwa J. Bou­ret, *L’art abstrait*, Paris 1957 herangezogen werden. Bemerkenswert ist P. Bür­gers «mittlere» Position, die das «Scheitern» der modernen Avantgarde (im Sinne einer Überführung von Kunst in Leben) nachzeichnet, aber die Montage als Kenn­zeichen künftiger Avantgarde definiert: *Theorie der Avantgarde*, Frankfurt a. M. 1974. [↑](#footnote-ref-80)
81. Bauman, op. cit., p. 55. [↑](#footnote-ref-81)
82. A. a. O., p. 59. [↑](#footnote-ref-82)
83. Bourdieu, *Die Regeln der Kunst*, Frankfurt a. M. 1999, p. 471. [↑](#footnote-ref-83)
84. Bauman, op. cit., p. 158. [↑](#footnote-ref-84)
85. A. a. o., p. 159 (beide). [↑](#footnote-ref-85)
86. Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen 1986, 226. Das Ausgehen vom subjekthaften Da­sein wird beim späteren Heidegger von einem heteronomen Geschick des Seins ab­gelöst. [↑](#footnote-ref-86)
87. A. a. O., p. 153. [↑](#footnote-ref-87)
88. Wir teilen H. Brunkhorsts Einschätzung, dass der von Heidegger aufgerissene Ab­grund zwi­schen Wahrheit und Richtigkeit oder Uneigentlichkeit «alle Unter­schiede zwanglos zwin­gender Argumentationen im totalitären Einheitszwang ver­­sin­ken lassen». *Der entzauberte Intellektuelle*, Hamburg 1990, p. 243. Von dieser Krankheit, jeden «Diskurs» mit Geltungs­anspruch der totalitären Metaphysik zu verdächtigen, ist der überwiegende Teil des französi­schen Poststrukturalismus be­fallen. [↑](#footnote-ref-88)
89. Vgl. *Sein und Zeit*., pp. 180ff. [↑](#footnote-ref-89)
90. A. a. O., p. 192. [↑](#footnote-ref-90)
91. Vgl. Sartre, *L’Être et le Néant*, Paris 1943, p. 123; M. Frank, *Was ist Neo­strukturalis­mus?*, Frankfurt a. M. 1984, pp. 254ff. [↑](#footnote-ref-91)
92. Heidegger, *Holzwege*, Frankfurt a. M. 1980, p. 21. [↑](#footnote-ref-92)
93. Heidegger wird später allerdings die Preisgabe des Zirkels andeuten. Vgl. *Unter­wegs zur Sprache*, p. 151. [↑](#footnote-ref-93)
94. A. a. O., p. 38f. [↑](#footnote-ref-94)
95. A. a. O., p. 71. [↑](#footnote-ref-95)
96. Heidegger, *Über den Humanismus*, p. 23. [↑](#footnote-ref-96)
97. Heidegger, *Vorträge und Aufsätze*, Pfullingen 1990, pp. 141 u. 154. [↑](#footnote-ref-97)
98. A. a. O., p. 38. [↑](#footnote-ref-98)
99. A. a. O., p. 24 (beide). [↑](#footnote-ref-99)
100. A. a. O., p. 15. [↑](#footnote-ref-100)
101. Heidegger, Gesamtausgabe, Bd. 9, p. 190. [↑](#footnote-ref-101)
102. Heidegger, *Einführung in die Metaphysik*, Tübingen 1987, p. 130. [↑](#footnote-ref-102)
103. A. a. O., p. 104. [↑](#footnote-ref-103)
104. A. a. O., p. 81. [↑](#footnote-ref-104)
105. Heidegger, *Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung*, Frankfurt a. M., p. 41. [↑](#footnote-ref-105)
106. Heidegger, *Unterwegs zur Sprache*, p. 173. [↑](#footnote-ref-106)
107. Heidegger, *Über den Humanismus*, p. 22. [↑](#footnote-ref-107)
108. Empfehlenswert sind K. Löwith, *Heidegger – Denker in dürftiger Zeit*, Göttin­gen 1960; Adorno, *Negative Dialektik*, Frankfurt a. M. 1988, pp. 69ff. [↑](#footnote-ref-108)
109. Vgl. G. Neske, E. Kettering (Hrsg.), *Antwort*, Pfullingen 1988, p. 108. [↑](#footnote-ref-109)
110. Als richtungweisend für die These, Adorno sei soziologisch, sozialpsychologisch und kultur­theoretisch veraltet oder widerlegt, kann H. Dubiels Beitrag *Die Aktuali­tät der Gesell­schaftstheorie Adornos* gelten, in: L. von Friedeburg, J. Haber­mas (Hrsg.), *Adorno-Konfe­renz 1983*, Frankfurt a. M. 1983, pp. 293ff. [↑](#footnote-ref-110)
111. Vgl. hierfür S. Zenklusen, *Adornos Nichtidentisches und Derridas différance*, Berlin 2002. [↑](#footnote-ref-111)
112. Vgl. Twitchell, *Lead Us into Temptation*, New York 1999 sowie die hymnische Bespre­chung im «Tages Anzeiger», Zürich, 31. 8. 1999. [↑](#footnote-ref-112)
113. Vgl. Diederichsen, in: «Die Beute» 1 / 1998, Berlin. In einem Interview deklariert Diede­rich­sen: «(…) Die Mainstream-Kultur (…) könnte ja nicht umgehen mit ei­nem, der sagt, ich bin mit allem einverstanden, ich liebe es, einfach nur zu funktio­nieren (…). Es gibt diese Denk­figur, zu sagen, Affirmation ist eine Strate­gie, die (…) etwas enthüllt, das dann doch wieder kritisch ist.» In: W. Beermann et al. (Hrsg), *5 Inter­views*, Stuttgart 1992 p. 103. [↑](#footnote-ref-113)
114. Adorno, Gesammelte Schriften (GS) 6, Frankfurt a. M. 1997, p. 192. [↑](#footnote-ref-114)
115. A. a. O., p. 452f. [↑](#footnote-ref-115)
116. Adorno, GS 3, p. 15. [↑](#footnote-ref-116)
117. GS 10, p. 17. [↑](#footnote-ref-117)
118. A. a. O., p. 799. [↑](#footnote-ref-118)
119. *Philosophische Terminologie* I, Frankfurt a. M. 1992, p. 199. [↑](#footnote-ref-119)
120. GS 3, p. 14. [↑](#footnote-ref-120)
121. GS 4, p. 46. [↑](#footnote-ref-121)
122. GS 8, p. 237. [↑](#footnote-ref-122)
123. A. a. O., p. 236. [↑](#footnote-ref-123)
124. *Das Zukunfts-Manifest*, Düsseldorf 1997, p. 242. [↑](#footnote-ref-124)
125. GS 8, p. 192. [↑](#footnote-ref-125)
126. A. a. O., p. 378. [↑](#footnote-ref-126)
127. A. a. O., p. 236. [↑](#footnote-ref-127)
128. A. a. O., p. 60. [↑](#footnote-ref-128)
129. GS 4, p. 43. [↑](#footnote-ref-129)
130. GS 3, p. 13. [↑](#footnote-ref-130)
131. GS 8, p. 157. [↑](#footnote-ref-131)
132. «Alpha» (Beilage des «Tages Anzeiger»), Zürich, 6. 5. 2000. [↑](#footnote-ref-132)
133. GS 3, p. 223. [↑](#footnote-ref-133)
134. A. a. O., p. 252. [↑](#footnote-ref-134)
135. Ibd. [↑](#footnote-ref-135)
136. GS 8, p. 159. [↑](#footnote-ref-136)
137. GS 3, p. 158. [↑](#footnote-ref-137)
138. A. a. O., p. 181. [↑](#footnote-ref-138)
139. GS 6, p. 163. [↑](#footnote-ref-139)
140. GS 7, p. 269. [↑](#footnote-ref-140)
141. Barfuss, *Konformität und bizarres Bewusstsein*, Hamburg 2002, p. 125 (alle drei). [↑](#footnote-ref-141)
142. In konzisester Form etwa *Alte und neue Kulturpolitik*,in: *Freibeuterschriften*, Berlin 1984, pp. 29ff. – Das Phänomen Berlusconi ist kein «Unfall», sondern Teil der jour­nalistischen und politischen Kultur Italiens (vgl. aktuell «Neue Zürcher Zei­tung» vom 3. 3. 2006). Die sozio­kulturellen und anthropologischen Ermöglichungs­bedin­gungen für «Forza Italia» (sic) hat Pasolini in den Siebzigern ausgemacht. Es ist zweifelhaft, ob so genannte «Cultural Studies» dazu imstande gewesen wären – oder wenn, dann nur mit grossem zeitlichen Rückstand. [↑](#footnote-ref-142)
143. A. a. O., pp. 85. [↑](#footnote-ref-143)
144. Gramsci, *Gefängnishefte* VI, Berlin-Hamburg 1991ff., p. 1404. [↑](#footnote-ref-144)
145. Vgl. zum Vorwurf der «Konservativität» Pasolinis aktuell G. Scarpettas Artikels in «Le Monde Diplomatique» Paris / Berlin, 2 /2006. [↑](#footnote-ref-145)
146. Vgl. etwa Barfuss (op. cit.), der ähnlich wie die Vertreter der Cultural Studies gramsci­anisch argumentiert.

 S. Lashs Kurzfassung der «modernistisch-diskursiven» (d. h. insbesondere Adorno­schen Ästhe­tik) freilich ist nicht einmal mehr eine schlechte Karikatur. Vgl. R. Win­ter, *Filmsozio­logie*, München 1992, pp. 92ff. [↑](#footnote-ref-146)
147. A. Hepp, C. Winter (Hrsg.), *Die Cultural Studies Kontroverse*, Lüneburg 2003, p. 112. [↑](#footnote-ref-147)
148. A. a. O., p. 10. [↑](#footnote-ref-148)
149. A. a. O., p. 21. [↑](#footnote-ref-149)
150. A. a. O., p. 19. [↑](#footnote-ref-150)
151. Insbesondere dann nicht, wenn sie solch selbstironische Texte hervorbringt wie derje­nige M. Morris’ (a a O., pp. 51ff.). [↑](#footnote-ref-151)
152. A. a. O., p. 98. [↑](#footnote-ref-152)
153. A. a. O., p. 109 (Ang zitiert). [↑](#footnote-ref-153)
154. Wäre die Welt in, an und für sich (wobei von einem Für sich gerade nicht mehr die Rede sein könnte) ausschliesslich dekonstruierend, verlöre sie sich in einer al­les durchdringenden Differenz oder Dissemination. Wegen der quantitativ unendli­chen differentialen Bezüge ent­stünden weder Bedeutung noch Bewusst­sein. Vgl. Frank (op. cit.), pp. 535ff. [↑](#footnote-ref-154)
155. Ang, op. cit., p. 104. [↑](#footnote-ref-155)
156. A. a. O., p. 105. [↑](#footnote-ref-156)
157. Bauman, op. cit., p. 132. [↑](#footnote-ref-157)
158. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, Werkausgabe 1, Frankfurt a. M. 1984, § 7. [↑](#footnote-ref-158)
159. A. a. O., § 24. [↑](#footnote-ref-159)
160. Lyotard, *Das postmoderne Wissen*, Bremen 1982, p. 188. [↑](#footnote-ref-160)
161. Lyotard, *Der Widerstreit*, München 1989, p. 292. [↑](#footnote-ref-161)
162. A. a. O., p. 293. [↑](#footnote-ref-162)
163. Vgl. etwa Bourdieu, *Gegenfeuer*, Konstanz 2004. [↑](#footnote-ref-163)
164. Vgl. M. R. Krätke, *Neoklassik als Weltreligion?*, in: *Die Ilusion der Neuen Freiheit* (Kompen­dium), Hannover 1999. [↑](#footnote-ref-164)
165. Anders in Grossbritannien; so etwa S. Hall zum Thatcherismus: *Ideologie Kultur Rassis­mus* Bd. 1, Hamburg 1989, pp. 172ff. [↑](#footnote-ref-165)
166. Vgl. *Mille Plateaux*, Paris 1980, p. 24. [↑](#footnote-ref-166)
167. A. a. O., p. 13 (Ü. d. V.). [↑](#footnote-ref-167)
168. *Von der Freundschaft* (Konvolut), Berlin (? – Merve 121), p. 81. [↑](#footnote-ref-168)
169. J. Mischke, *Pluralisierung der ästhetischen Erfahrung*, in: «PopScriptum» 1 / 1992, Ber­lin. [↑](#footnote-ref-169)
170. Diederichsen, in: «Die Beute» (op. cit.). [↑](#footnote-ref-170)
171. J. Goebel, C. Clermont, *Die Tugend der Orientierungslosigkeit*, Berlin 1997, p. 132. [↑](#footnote-ref-171)
172. So kurz wiederholt in seinem sonst vorzüglichen *Die Welt als Wille und Design*, Ber­lin 1999 (hier p. 107). [↑](#footnote-ref-172)
173. Barfuss vertritt die Ansicht, dass sich nach der Krise des Fordismus noch keine verall­gemeine­rungsfähige Deutungs- und Handlungsmuster für ein «handlungsfä­higes» Indi­viduum im Sinne des konsensuell neutralisierten (wert­freien) Gramsci­schen «Conformismo» herausgebildet hat. Hingegen steht für Bar­fuss fest, dass diejenigen, die nicht aus der «veral­teten» Konformität herausge­funden habe, sich zu «ungemütlichen und frustrierten Zeitgenos­sen vol­ler Ressentiments» entwickeln. Barfuss (op. cit.), p. 217ff.

 Der Soziologe und erfolgreichste deutsche Zukunftsforscher Horx verortet das künf­tige Men­schentum direkt ethnisch, anhand einer zweiachsigen Darstellung. Demnach sind die Briten «universalistisch» (aber nicht partikularistisch – sic!!!) wie auch individualistisch. Die Fran­zosen hingegen sind zwar «universalistisch», dafür aber «gruppenorientiert». (Über eine sol­che *Selektion* würden sich selbst ge­schmei­chelte, aber frankreichkundige Briten wundern). Am schlechtesten schneidet der sowohl partikularistische wie auch gruppenorientierte Deut­sche ab. *Das Zukunfts-Manifest*, Düsseldorf 1997, p. 82*.* Das verantwortlich handelnde Indi­viduum der Zu­kunft «fügt den vielen "choices" entschiedene "bonds" hinzu», erfahren wir vom Zukunftsforscher. Dies nennt er «erwachsene Emanzipation». A. a. O., p. 113. [↑](#footnote-ref-173)
174. Angesichts der Geschwindigkeit und des Umfangs des Vorgangs ist *vergleichs­weise* wenig Literatur greifbar. Empfehlenswert ist immerhin R. Muhr, B. Kette­mann (Hrsg.), *Eurospeak*, Frankfurt a. M. 2002. [↑](#footnote-ref-174)
175. Müsste der Konsens in dieser Sache in drei Sätze gefasst werden, so könnten die folgenden dienen: «Häufig verwendete Anglizismen werden mehr und mehr in die deutsche Sprache integriert und schon von der nächsten Generation nicht mehr als Fremdwörter empfunden werden. Isoliert auftretende Anglizismen der Werbespra­che, die nicht in die Allgemeinheit übernommen werden, verschwin­den nach einer gewissen Zeit von selbst – sie haben ihren Werbezweck erfüllt und können durch neue Wörter ersetzt werden. In beiden Fällen ist daher die deut­sche Sprache – ob dauerhaft oder für nur kurze Zeit – bereichert und nicht verdrängt worden.» Dag­mar Schütte, *Das Schöne Fremde*, Opladen 1996, p. 362. [↑](#footnote-ref-175)
176. Eine Ausnahme bilden (trotz sprachreinigender Schlagseite) *Denglisch, nein danke*, Pader­born 2001, herausgegeben von H. Zabel, und *Deutsch nix wichtig?* von K. Gawlitta und F. Vilmar (Hrsg.), Paderborn 2002. Auch sei verwiesen auf den Schrift­steller M. Politytcki, insbes. *Der amerikanische Holzweg. Am Anfang vom Ende einer deutschsprachigen Litera­tur*, «Frankfurter Rundschau», 18. 3. 2000. [↑](#footnote-ref-176)
177. *Der Eindimensionale Mensch*, Darmstadt 1984, p. 104 (alle drei). [↑](#footnote-ref-177)
178. A. a. O., p. 106. [↑](#footnote-ref-178)
179. A. a. O., p. 107. [↑](#footnote-ref-179)
180. A. a. O., p. 110. [↑](#footnote-ref-180)
181. A. a. O., p. 116. [↑](#footnote-ref-181)
182. A. a. O., p. 125. [↑](#footnote-ref-182)
183. A. a. O., p. 105. [↑](#footnote-ref-183)
184. Ibd. [↑](#footnote-ref-184)
185. Adorno, *Über den Gebrauch der Fremdwörter*, Gesammelte Schriften 11, Frankfurt a. M., p. 641. [↑](#footnote-ref-185)
186. Auf den mehrfach belegten Umstand, dass viele Leute die Werbetexte gar nicht ver­stehen, antworteten Vertreter der Werbebranche verschiedentlich, ihre Praxis werde sich nicht än­dern. Solche «linguistic submissiviness», wie es aufmerksame Angel­sachsen schon seit län­gerem ausdrücken, ist im Rahmen konventioneller Lin­guistik oder Kulturwissenschaft kaum mehr erklärbar. – Die Werbung will ihre Aufgabe, nämlich die weitere Auratisierung und Markenfetischisierung des Fe­tischs Ware, in einer Sprache erfüllen, die gar nicht mehr ver­standen werden will, sich also selbst der magisch-rituellen Beschwörung annähert: Die Feti­schisie­rung des Fetischs Ware mittels des Sprachfetischs. Weitere Aufklärung dar­über müsste am ehesten von der Ethnopsychoanalyse erhofft werden. [↑](#footnote-ref-186)
187. Deshalb kommt nicht weiter, wer beim Sprachenliberalismus (die «unsichtbare Hand»), der Funktionalität von Wörtern oder der «Autopoiesis» stehen bleibt. So etwa: «Wenn ein Wort nicht gebraucht wird, verschwindet es bzw. wird verges­sen. Wir brauchen den Müll also gar nicht zu entsorgen. Er entsorgt sich selbst.» Kette­mann, in: Kettemann, Mohr (op. cit.), p. 58. Fruchtbarer dürfte eine Anleh­nung an Bourdieus Untersuchung der soziokulturellen und –ökonomischen Er­zeugtheit (*und* «Wirklichkeits»erzeugung) des «Diskurses» (unter Berück­sichti­gung seines offenen oder verdeckten magisch-rituellen Charakters) sein. Vgl. Bour­dieu, *Was heisst spre­chen?*, Wien 1990. [↑](#footnote-ref-187)
188. Vgl. hierzu L. Baier, *Keine Zeit!*, München 2000, pp. 106ff. [↑](#footnote-ref-188)
189. In seinem letzten Buch *Was wird Literatur* (München 2001) spricht Baier von «baby langu­age» (p. 160). In seiner pessimistischen Beleuchtung der deutschen Li­teratur bewegt Baier allerdings den Fokus vom Anglotumbdeutschen weg: «Das einzige, was mich an der Lagebe­schreibung (damit ist der oben zitierte Arti­kel Polityckis gemeint) stört, ist das Herausgreifen der Anglizismen als Quelle des Übels; denn es ist nicht in erster Linie die Literatur, die im deutschen Sprachbe­reich durch inflatio­näre Verwendung englischer Vokabeln auffällt (...)» (a a O., p. 156). Dies ist zurzeit sicher noch richtig, doch durch diese Ausblen­dung schwächt Baier zumindest die prognostische Relevanz seiner Problematisie­rung. [↑](#footnote-ref-189)
190. W. Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, Weinheim 1988, p. 220. [↑](#footnote-ref-190)
191. Adorno, Gesammelte Schriften 8 / 1, p. 356. [↑](#footnote-ref-191)
192. Lübbe, *Gegenwartsschrumpfung* (op. cit.), p. 156. [↑](#footnote-ref-192)
193. G. Hocquenghem erkannte es bereits vor zwei Jahrzehnten: «Die Leute glauben (...), es gehe darum, schneller zu sein, dem Ereignis zuvorzukommen. Irrtum. Ent­schei­dend ist, das Quentchen im Rückstand zu sein, dessen es bedarf, um mit der Reak­tion der Allgemeinheit übereinzustimmen.» *Lettre ouverte à ceux qui sont passés du col Mao au Rotary*, Paris 1986, p. 115 (Ü. d. Verf.). [↑](#footnote-ref-193)
194. Das musste beispielsweise Baier mit seinem Buch *Was wird Literatur?* (op. cit) erfah­ren, in dem er unter anderem anhand sprachkritischer Erwägungen die Ent­wick­lungstendenzen deutscher Literatur bestimmt, als er in einer Rezension aufge­fordert wurde, den Staffelstab abzugeben. Vgl. «Frankfurter Rundschau», 28. 3. 2002. [↑](#footnote-ref-194)
195. Bei der Lektüre Becks beschleicht einen manchmal das Gefühl, es wirkten noch ei­nige Sponti-Anteile der siebziger Jahre nach. [↑](#footnote-ref-195)
196. E. Angehrn, *Die Überwindung des Chaos*, Frankfurt a. M. 1996, p. 412. [↑](#footnote-ref-196)
197. Adorno, GS 6, p. 160. [↑](#footnote-ref-197)
198. Voltaire, *Notebooks II*, hrsg v. T. Besterman, p. 422. [↑](#footnote-ref-198)
199. Im Original 1998 und 2000. Als Übersetzung: *On the Cunning of Imperialist Reason*, Theory, Culture & Society, London 16 / 1999, pp. 41-58; *Die neue globale Sprachregelung der Wirtschaft*, Schweizer Monatshefte Zürich 12 / 1 2001, pp. 30-57 [↑](#footnote-ref-199)
200. Es ist erstaunlich, dass die Globalisierungsforschung nach wie vor an der Problematik der Amerikanisierung festhält und die restliche Anglosphere außer Acht lässt. „Angloamerikanisch“ ist in vorliegendem Text gleichbedeutend mit „angelsächsisch“ und berücksichtigt das Faktum, dass die „Globalisierung“ nicht nur den kontinuierlich wachsenden Einfluss der USA, sondern der gesamten Anglosphere impliziert. [↑](#footnote-ref-200)
201. Vgl. George Steiner, *Der Garten des Archimedes*, München 1996, p. 152f. An dieser Stelle ein kleiner Hinweis zur Frage der Anglizismen im Deutschen. Die führende Anglizismenforschung legitimiert Anglizismen, indem sie ihnen eine semantisch spezifische Funktion zuordnet: Jeder Anglizismus sei berechtigt, weil er einen semantischen Mehrwert mit sich führt. Doch je länger, desto mehr sind diese Begründungen als Rationalisierungen post festum anzusehen. Wenn „Bacon“ „Speck“ ersetzt, „Beach“ „Strand“ oder „Family“ „Familie“, dann bewegen sich die semantischen Differenzen im homöopathischen Bereich. Die Anglisierung antwortet hier nicht auf ein semantisches Manko, sondern ist einzig bedingt durch die symbolische und soziale Wirkkraft des Englischen. Dennoch wird eine kritische Analyse der Anglizismen noch immer vorschnell als „Purismus“ verurteilt. Sehr ausgeprägt bei Jürgen Spitzmüller, *Metasprachdiskurse*, Berlin 2005; anders etwa Kurt Gawlitta, Fritz Vilmar (Hg.), *Deutsch nix wichtig?*, Paderborn 2002. [↑](#footnote-ref-201)
202. Vgl. François Lagarde, *Français aux Etats-Unis (1990 – 2005)*, Paris 2007, pp. 167ff. [↑](#footnote-ref-202)
203. Dies gilt längst nicht mehr nur für den Film. Seit einiger Zeit ist auch zu beobachten, dass auf den Feuilletonseiten regionaler Zeitungen ohne nationale Ausstrahlung manchmal nur noch angelsächsische Autoren und Künstler rezipiert werden. [↑](#footnote-ref-203)
204. Um allfälligen Vorwürfen der Anglophobie oder des Antiamerikanismus zuvorzukommen, sei darauf hingewiesen, dass der Autor vorliegender Zeilen stolzer Besitzer von rund 400 Scheiben (Vinyl und CDs) im Bereich der „U-Musik“ ist, von denen geschätzte 80% angelsächsischer Provenienz sind. Dem Vorwurf des Antiamerikanismus ist heute freilich schwer zu entgehen, da er ein Kofferwort geworden ist, in das alles hineinpasst. Vgl. hierzu Lothar Baier, *Totschlagwort Antiamerikanismus*, Wochen-Zeitung des 10. 1. 2002, Zürich; sehr schön auch Régis Debray, *Civilisation – Comment nous sommes devenus américains*, Paris 2017, pp. 146ff. [↑](#footnote-ref-204)
205. Siehe hierzu ausführlich Jens Drolshammer (Hg.), *A Timely Turn to the Lawyer?*, Zürich 2009. [↑](#footnote-ref-205)
206. Vgl. „*Es droht eine Amerikanisierung des Rechts“*, FAZ vom 13. 3. 2007 (Web). [↑](#footnote-ref-206)
207. In Bezug auf die Murdoch-Medien: *Their Master’s Voice*, The Guardian vom 17. 2. 2003; generell: Jean-Philippe Mathy, *The System of Francophobia*, French Politics, Culture & Society, New York 1. 6. 2003; Justin Vaïsse, *Anonymous Sources: The Media Campaign against France*, Brookings, Washington D. C. 1. 7. 2003. Für den deutschsprachigen Raum vgl. Stefan Zenklusen, *Frankophober Globalismus* in: *Im Archipel Coolag*, Berlin 2006, pp. 83ff. [↑](#footnote-ref-207)
208. Um konzis zu bleiben, beschränken wir uns hier auf drei paradigmatische Theorien der Globalisierung und Amerikanisierung. Es sei aber darauf hingewiesen, dass der Pluralitätsapriorismus Ulrich Becks oder der Cultural Studies zumindest in der deutschsprachigen Globalisierungsforschung auf breite Zustimmung stößt. Siehe etwa beispielhaft Ute Bechdolf, Reinhard Johler, Horst Tonn (Hg.), *Amerikanisierung – Globalisierung*, Trier 2007. [↑](#footnote-ref-208)
209. Vgl. Thomas Barfuss, *Konformität und bizarres Bewusstsein*, Hamburg 2002, pp. 25ff. [↑](#footnote-ref-209)
210. A. a. O., p. 33 [↑](#footnote-ref-210)
211. Rainer Winter, *Globale Medien und die Transformation des* Lokalen, in: Ulrich Beck, Natan Sznaider, Rainer Winter (Hg.), *Globales Amerika?*, Bielefeld 2003, p. 271 [↑](#footnote-ref-211)
212. A. a. O., p. 273 [↑](#footnote-ref-212)
213. A. a. O., p. 274 [↑](#footnote-ref-213)
214. A. a. O., p. 275 [↑](#footnote-ref-214)
215. A. a. O., p. 276 [↑](#footnote-ref-215)
216. Ibd. [↑](#footnote-ref-216)
217. A. a. O., p. 278 [↑](#footnote-ref-217)
218. Der Begriff der Transnationalität spielt bei mehreren Globalisierungsforschern eine prominente Rolle. Er ist aber höchst opak. Soll damit gemeint sein, dass mit der digitalen Kommunikationstechnologie Sprachen und Kulturen sich nicht mehr über den „nationalen“ Landweg verbreiten, ist er richtig, widerspricht aber in keiner Weise dem Befund der Angloamerikanisierung. Sollte er aber insinuieren, dass die nationalstaatliche Herkunft in der kulturellen Globalisierung keine Rolle mehr spielt, also eine wilde „Hybridität“ herrscht, dann ist er schlichtweg falsch, weil sämtliche Entwicklungen seit Beginn der Globalisierung eine andere Sprache sprechen und die Länder der Anglosphere nicht nur nach wie vor Nationalstaaten sind, sondern in höherem Maße nationalstaatlich funktionieren als etwa die Länder der EU. [↑](#footnote-ref-218)
219. Ulrich Beck, *Verwurzelter Kosmopolitismus*, in: Ulrich Beck, Natan Sznaider, Rainer Winter (Hg.), *Globales Amerika?*, Bielefeld 2003, p. 31 [↑](#footnote-ref-219)
220. Es wäre interessant zu wissen, wie die von Beck geprägte Forschung die Tatsache beurteilt, dass die moderne bzw. avantgardistische Kunst der USA bis weit in die vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts kaum Anerkennung gefunden hat, weil sie von den meist aus Paris operierenden Kunsthändlern als unauthentisch klassifiziert wurde. (Vgl. hierzu Serge Guilbaut, *Wie New York die Idee der modernen Kunst gestohlen* hat, Chicago 1983, pp. 65ff.) Ist dies für Beck ein Beispiel für französischen Kulturimperialismus? Wenn ja, würde das bedeuten, dass Beck selber nationalistisch und ethnizistisch ist, da er offensichtlich postuliert, dass es keinen amerikanischen, durchaus aber nicht-amerikanischen Kulturimperialismus gibt. Würde er dies aber nicht als Imperialismus sehen, würde das bedeuten, dass so etwas wie kultureller Imperialismus für Beck schlicht inexistent ist. [↑](#footnote-ref-220)
221. *Hyperkulturalität*, Berlin 2005 [↑](#footnote-ref-221)
222. A. a. O., p. 59 [↑](#footnote-ref-222)
223. A. a. O., p. 15 [↑](#footnote-ref-223)
224. A. a. O., p. 17 [↑](#footnote-ref-224)
225. A. a. O., p. 35 [↑](#footnote-ref-225)
226. Vgl. Han, a. a. O., pp. 32ff. [↑](#footnote-ref-226)
227. Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik*, Gesammelte Schriften VI, Frankfurt a. M. 1973, p. 160 [↑](#footnote-ref-227)